

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



3

Demut

Warum sie uns fordert und schützt

Kirche und Angst EVE-MARIE BECKER

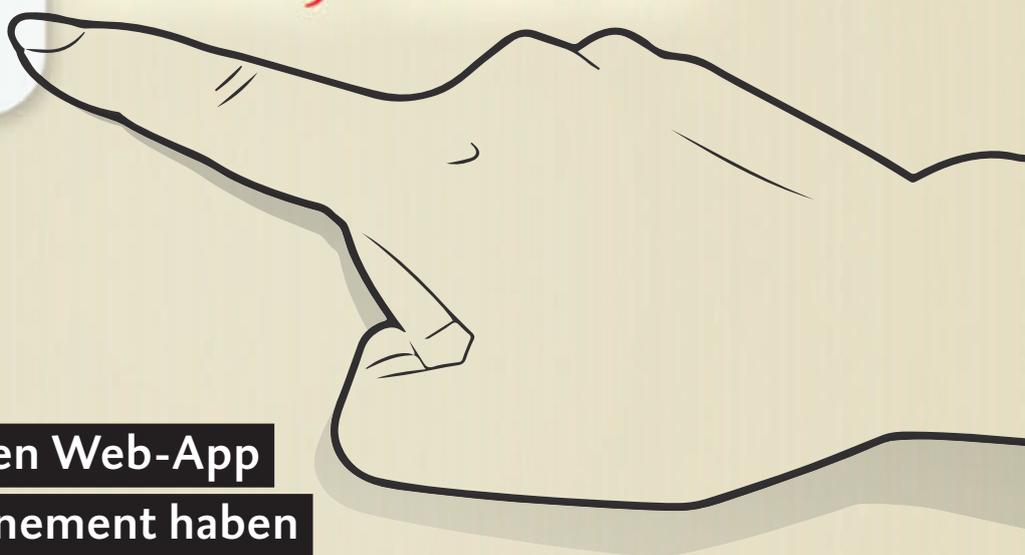
Nach der EKD-Missbrauchsstudie KATHRIN JÜTTE/STEPHAN KOSCH

Literatur aus den Niederlanden CHRISTINA BICKEL

pro und contra:
AfD verbieten?



ack, zack!



**Mit unserer neuen Web-App
und Ihrem Abonnement haben
Sie den schnellsten Zugang:**

- _ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- _ zum PDF der Print-Ausgabe,
- _ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,
Kommentaren und anderen Texten
- _ und dem kompletten Online-Archiv.



Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Rita Famos
 Isolde Karle
 Friederike Krippner
 Annette Kurschus
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Rüdiger Schuch
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Olaf Zimmermann



Liebe Leserin, lieber Leser,

sie kommt unauffällig daher, die Demut. Und macht doch von sich reden. Politiker, Sportler und auch Kirchenleute führen sie immer öfter im Munde. Doch was meinen sie eigentlich, wenn sie auf das jahrhundertealte Wort zurückgreifen? Wir haben Menschen mit unterschiedlichen Biografien nach ihren persönlichen Demuterfahrungen gefragt, sie in der christlich-jüdischen Tradition ergründet und erkundet, wie sich Naturwissenschaft und Demut verhalten. Nach allem wird deutlich: Demut ist kein überholter Begriff, er ist nicht von gestern, sondern so aktuell wie nie. Lesen Sie mehr darüber in unserem Schwerpunkt ab Seite 24.

„Wir haben sie (diese Studie) gewollt – und wir nehmen sie mit Demut an.“ Mit diesen Worten kommentierte Ende Januar die amtierende EKD-Ratsvorsitzende Kirsten Fehrs die Veröffentlichung der ForuM-Studie zur sexualisierten Gewalt in der evangelischen Kirche. Wie sich herausstellt, zeigt sie nicht das wahre Ausmaß, sondern ist nach Meinung der Wissenschaftler „nur die Spitze der Spitze des Eisbergs“. Von systemischen Faktoren und spezifisch evangelischen Phänomenen, die die sexualisierte Gewalt und den mangelhaften Umgang damit begünstigten, erfahren Sie ab Seite 12.

Am 21. März öffnet in Leipzig die Buchmesse ihre Pforten. Dort präsentieren sich die Niederlande und Flandern als Gastland. Unsere Autorin Christina Bickel gibt schon jetzt einen Überblick über die niederländische Literatur der Gegenwart (siehe Seite 48). Und sie hat herausgefunden, dass in den stark säkularen Niederlanden die christliche Religion in einigen Neuerscheinungen eine Rolle spielt. In Leipzig lohnt auch ein Besuch des Forums Sachbuch in Halle 2 (siehe Seite 7). Hier treffen Sie *zeitzeichen*-Redakteure im Gespräch mit Autorinnen und Autoren über Neues auf dem Buchmarkt.

Und immer gilt im März: Ostern rückt näher. Auch im Namen der Redaktion wünsche ich Ihnen eine gesegnete Passionszeit und Ende des Monats frohe Ostern,

Ihre
 Kathrin Jütte

Kathrin Jütte



Foto: Kathrin Jütte

16

Kein Wächteramt

Karl-Hinrich Manzke ist Beauftragter der EKD für die Seelsorge in der Bundespolizei. Im Gespräch mit *zeitzeichen* bemängelt er unterkomplexe Antworten auf die komplexe Frage, wie Europas Flüchtlingspolitik gestaltet werden soll und welche Rolle die Kirchen dabei spielen können.

KIRCHE

- 8 EVE-MARIE BECKER
Die evangelische Kirche in der Passionszeit
- 12 KATHRIN JÜTTE/STEPHAN KOSCH
Nach der EKD-Missbrauchsstudie

KOLUMNE

- 11 FRIEDERIKE NÜSSEL
Leise kaum möglich

KOMMENTAR

- 15 REINHARD MAWICK
Schädliche Larmoyanz

GESELLSCHAFT

- 16 GESPRÄCH MIT KARL-HINRICH MANZKE
Ehrlichkeit im politischen Diskurs
- 19 MARTIN FRITZ
Kirchenmitgliedschaft und Religion

DAS PROJEKT

- 22 ANTONIA RUMPF
Heilsames Auseinandersetzen

24

Demut

Der Begriff der Demut wird gegenwärtig in der Öffentlichkeit immer häufiger verwendet. Sei es von Politikern, Sporttrainern oder von Kirchenleuten. Doch die Demut hat viele Facetten und Traditionen, die es zu entdecken gilt. Grund genug, sich dem jahrtausendealten Wort in neuer Zeit zuzuwenden und zu fragen, was Demut lehrt.

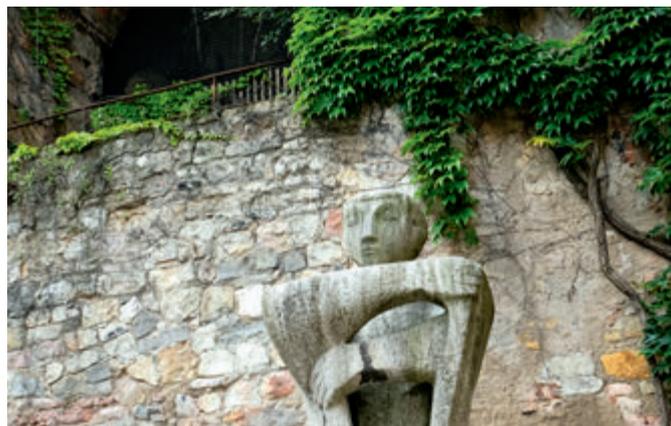


Foto: epd

DEMUT

- 26 ECKHARD ZEMMRICH
Blick in die Bibel
- 29 FULBERT STEFFENSKY/KERSTIN GRIESE/JOHANN HINRICH
CLAUSSEN/SIBYLLE KNAUSS/CHRISTIAN LEHNERT
Was mich Demut lehrt
- 33 JONAS PUCHTA
Ein philosophisches Konzept
- 36 ELLEN UEBERSCHÄR
Was die evangelische Kirche jetzt braucht
- 39 GESPRÄCH MIT HEINO FALCKE
Wir sind geliebte Krümelchen im All

STÖRFALL

- 43 SARAH NTONDELE
People of Colour und die evangelische Kirche

PRO UND CONTRA

- 44 HENNING THEISSEN/DIETMAR WOIDKE
AfD verbieten?

Titelseite: Michel Biot: *L'Homme devant l'infini*. Huile sur toile, 1976. Donation Pierre et Kathleen Granville, 2006.
Foto: akg/© Michel Biot/© Musée des Beaux-Arts/François Jay
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg



Foto: picture alliance

52

Die poetische Religion

Jon Fosse, Literatur-Nobelpreisträger des vergangenen Jahres, thematisiert in seinem Werk immer wieder Religion. Die Literatur habe ihn zum Glauben geführt, sagt er. Diesen wichtigen Aspekt von Fosses literarischem Schaffen analysiert der Theologe Karl Tetzlaff, seit kurzem Geschäftsführer der Stiftung Leucorea in Wittenberg.

55 Göttliche Erscheinungen

Die Reliefs der Tempelstadt von Khajuraho aus dem 10. bis 12. Jahrhundert im indischen Bundesstaat Madhya Pradesh zeigen, in Stein gemeißelt, Sex in allen möglichen Varianten. Ein Kult stand dahinter. Aber welcher? Eine Reportage des Journalisten Nick Reimer.



Foto: Nick Reimer

KULTUR

- 48 CHRISTINA BICKEL
Gegenwartsliteratur der Niederlande
- 52 KARL TETZLAFF
Jon Fosse und die Religion

REPORTAGE

- 55 NICK REIMER (TEXT UND FOTOS)
Die Tempelstadt von Khajuraho

REZENSIONEN

Musik

- 61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Friedrich Theodor Fröhlich: Heimat
- 61 UDO FEIST
Bob Dylan: Another Budokan 1978

Hörbuch

- 62 JÜRGEN ISRAEL
Bernhard Schlink: Das späte Leben

Bücher

- 62 JULIAN-CHRISTOPHER MARX
Thomas Martin Schneider: Kirche ohne Mitte?
- 63 CHRISTFRIED BÖTTRICH
Stuttgarter Erklärungs-bibel – Lutherbibel mit
Einführungen und Erklärungen

- 64 WOLFGANG HUBER
Stefan Alkier/Martin Keßler/Stefan Rhein:
Evangelische Kirchen und Politik in Deutschland
- 65 GREGOR BLOCH
Achim Blackstein: Digitale Seelsorge
- 66 HENNING THEISSEN
Eberhard Martin Pausch: Ferner Nachbar Gott
- 67 MAX TRETTER
Alejandro Nava: Street Scriptures
- 68 MARTIN BAUSCHKE
Anne Berest: Die Postkarte
- 68 JÜRGEN ISRAEL
Barbara Agnese (Hg.): „Über Grenzen sprechend“

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 73 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 46 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 60 Leserbriefe | |

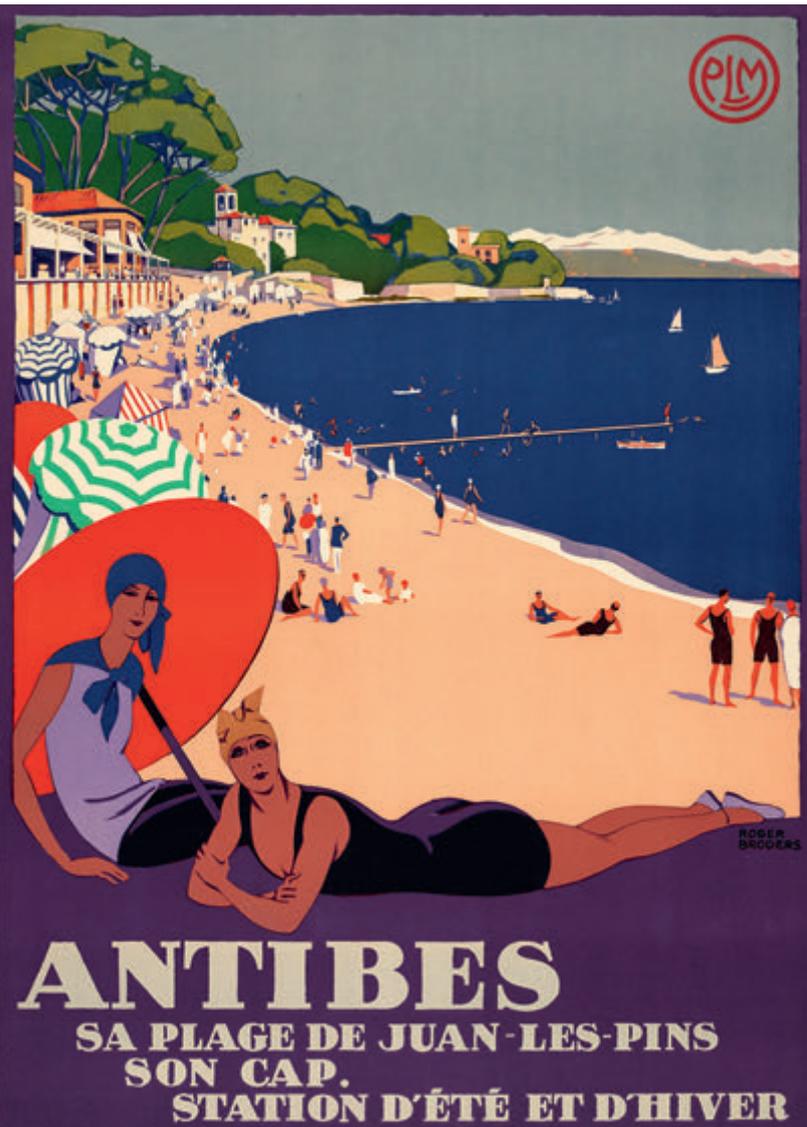


Foto: Museum Folkwang

Sehnsuchtsfläche Plakat

Das Museum Folkwang zeigt ab Mitte März in der Ausstellung „Ferne Länder, Ferne Zeiten“ rund 300 Plakate aus der Zeit seit Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Ergänzend präsentiert die Schau zahlreiche Photochrome, Postkarten sowie den Nachbau eines Kaiserpanoramas, mit dem sich die Besucher:innen visuell auf weite Reisen begeben können. Die Berliner Schriftstellerin Felicitas Hoppe verfasst exklusiv für das Museum Folkwang literarische Miniaturen. Die bislang unveröffentlichten Texte werden in der Ausstellung und einer App erlebbar sein.

600 Jahre gotischer Dom Stendal

Mit einem Festgottesdienst am 7. April begeht die Evangelische Stadtgemeinde Stendal die 600-Jahr-Feier des gotischen Doms Sankt Nikolaus. Der Gottesdienst ist zugleich die Eröffnung eines vielfältigen Festjahres, das die 22 mittelalterlichen Glasmalereifenster in den Mittelpunkt stellt. Diese werden erstmals in einem hochwertigen Bildband publiziert. Ein neuer Audio-Führer stellt Kindern den Dom und seine Glasfenster vor. Bis zum 6. Dezember erwarten die Besucherinnen und Besucher zudem mehr als vierzig thematische Gottesdienste und Vorträge, Konzerte und Führungen. In speziellen Glaskunst-Workshops sowie bei einem Legestein-Dombau-Wochenende bekommen Kinder und Jugendliche die Gelegenheit, sich mit dem Dom und seinen Fenstern vertraut zu machen und ihre eigene Kreativität zu entdecken. Das ganze Programm kann eingesehen werden unter: www.stadtgemeinde-stendal.de

Neuer Podcast über „Mission“

„Horizontwechsel“ heißt ein neuer Podcast von Mission EineWelt, dem „Centrum der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern für Partnerschaft, Entwicklung und Mission“. Ab dem 5. März will er dem veränderten Verständnis von Mission nachgehen und „Geschichten vom Unterwegssein“ erzählen, wie Mission EineWelt mitteilt. Was macht es mit einem Pfarrer aus Tansania, dass er mit seiner Familie ins Allgäu verpflanzt wird? Wie verändert es die Sichtweise eines Franken, der in Singapur zum Seelsorger für internationale Schiffsbesatzungen wird? Und: Was lernen Schülerinnen dadurch, dass sie sich in die Situation von Näherinnen in Südostasien hineinversetzen? Sung Kim, der koreanische Wurzeln hat und in Ansbach aufgewachsen ist, spricht mit seinen Gästen über ihre persönlichen Erfahrungen und zu Projekten aus den Bereichen Diakonie, Bildung und Medizin. Veröffentlicht wird das neue Format an jedem ersten Dienstag im Monat unter www.podcast.mission-einewelt.de und auf allen gängigen Podcastplattformen.

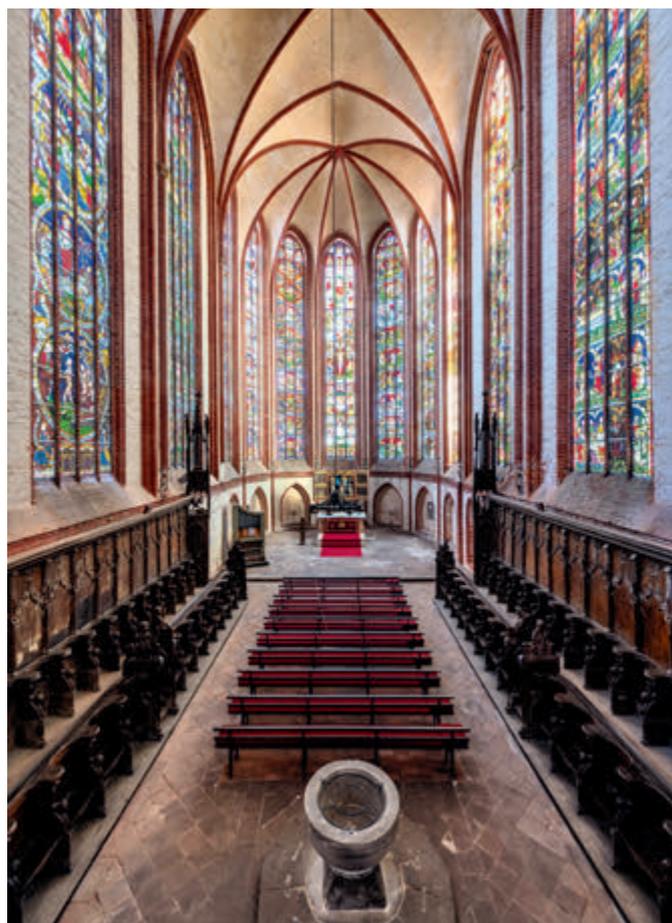


Foto: Holger Kupfer

zeitzeichen auf der Leipziger Buchmesse

zeitzeichen-Redakteure werden auf der Leipziger Buchmesse Autorinnen und Autoren zu ihren neuen Sachbüchern interviewen: Am Freitag, 22.3., 12.30 Uhr gibt es ein Gespräch von Stephan Kosch mit Tillmann Haberer über sein Buch *Kirche am Ende*. Am Samstag, 23.3., folgt um 10.30 Uhr ein Gespräch mit Anja Hanser zu ihrem Sachbuch *Erschöpfung im Namen der Kirche* über den Burnout im Pfarrberuf. Am Samstag, 23.3., geht es um 14.30 Uhr mit Theresa Brückner über ihr Werk *Loslassen, durchatmen, ausprobieren – Die Zukunft der Kirche beginnt nicht nur im Kopf*. Davor spricht Philipp Gessler ab 12.30 Uhr mit Uwe Steinmetz über sein Buch *Jazz und Spiritualität*. Alle Veranstaltungen finden im Forum Sachbuch, Halle 2, F600, statt.

Fachtagung zu 90 Jahre „Barmen“

Anlässlich des 90. Jahrestages der Verabschiedung der Barmer Theologischen Erklärung veranstalten die Kirchliche Hochschule und der Kirchenkreis Wuppertal vom 31. Mai bis 1. Juni 2024 eine Fachtagung und einen Festgottesdienst. Die Fachtagung greift unter dem Titel „Was Erinnern macht – Macht der Erinnerung“ kritische Fragen zur historischen Bedeutung sowie zur Erinnerungsgeschichte der bahnbrechenden Erklärung während der NS-Zeit auf. Die Predigt im Festgottesdienst hält Bischöfin Beate Hofmann. Alle Details zum Programm und zur Anmeldung unter: www.kiho-wuppertal.de/barmen24.

Foto: NACOA Deutschland/Hauke Dressler



Fotoausstellung: Stark trotz elterlicher Sucht

Rund drei Millionen Kinder und Jugendliche wachsen in Deutschland mit mindestens einem suchtkranken Elternteil auf, etwa jedes fünfte Kind ist betroffen. Ihr Risiko, selber eine Sucht oder eine andere psychische Krankheit zu entwickeln, ist um ein Vielfaches erhöht. Nur etwa jedes dritte Kind kommt scheinbar unbeschadet auch als Erwachsener durchs Leben. Aber was hat sie stark gemacht? Dieser Frage geht eine Foto-Wanderausstellung von NACOA Deutschland nach, der Interessenvertretung für Kinder aus suchtbelasteten Familien. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen zehn unterschiedliche erwachsene Menschen, darunter eine junge Tänzerin, ein Priester, ein stolzer weiblicher Fußballfan, eine FASD-Betroffene, ein prominenter Sänger, ein diverser TV-Moderator. Sie sind auf unterschiedlichen Wegen zu beeindruckenden Persönlichkeiten geworden. Der Fotograf Hauke Dressler hat ihre kraftspendenden Elemente in Szene gesetzt. zeitzeichen-Redakteur Stephan Kosch hat mit den Menschen gesprochen und Texte über sie geschrieben. Zudem verweisen QR-Codes auf mit den Porträtierten geführte Interviews auf dem YouTube-Kanal von NACOA Deutschland. Die Ausstellung besteht aus 24 Roll-ups und ist als Wanderausstellung konzipiert. Sie kann gegen eine Schutzgebühr ausgeliehen werden. www.nacoa.de/gesicht-zeigen.

Zeiten doppelten Verrats

Die evangelische Kirche in der Passionszeit und vor Ostern 2024

EVE-MARIE BECKER

Viele Mitarbeitende und auch viele engagierte Mitglieder der Kirche befinden sich zurzeit in einem Zustand der inneren Unsicherheit und Instabilität. Und das nicht nur wegen der schwierigen Weltlage, sondern auch wegen des Images und des Zustands der eigenen Kirche nach der ForuM-Studie über sexualisierte Gewalt und der inneren Turbulenzen davor. Eve-Marie Becker, Professorin für Neues Testament an der Universität Münster, geht dieser besonderen Passionszeit der evangelischen Kirche nach – auf biblischen Spuren.

Die evangelische Kirche ist in den vergangenen Monaten in einen Zustand tiefer Erschütterung geraten. Zunächst bereiteten die Ergebnisse der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU 6: „Wie hältst du’s mit der Kirche? Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft“), die während der EKD-Synode in Ulm am 14. November 2023 vorgestellt wurden, existenzielle Zukunftssorgen. „Die Kirchenbindung der Menschen sinkt rapide“, so heißt es in der Studie. Nur noch 35 Prozent der Evangelischen (gegenüber 74 Prozent im Jahr 2002) geben an, dass für sie „ein Kirchenaustritt nicht in Frage komme“. Nur noch elf beziehungsweise 19 Prozent der evangelischen Kirchenmitglieder (West- beziehungsweise Ostdeutschland, gegenüber 33 beziehungsweise 53 Prozent bei der 4. KMU 2002) erklären, dass es zum Evangelisch-Sein „dazugehöre, zur Kirche zu gehen“. Die Daten der repräsentativ erhobenen Forsa-Umfrage unter Protestanten, Katholiken und Konfessionslosen sind klar in der Tendenz und eignen sich kaum, Ausweichdebatten über die Validität empirischer Methoden und die Aussagekraft der erzielten Untersuchungsergebnisse zu führen (siehe auch Seite 19).

Am 25. Januar folgte der nächste Tiefschlag. Die Veröffentlichung der ForuM-Studie (siehe auch Seite 12) wurde zu einem – wie es hieß – „rabenschwarzen Tag“

für die Evangelische Kirche in Deutschland: Die Opferzahlen sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche sind weit höher als gedacht. Dabei haben die 3,6 Millionen Euro, die bisher investiert wurden, nicht mehr vermocht, als einen Abschlussbericht von 864 Seiten zu produzieren, der laut Aussage der Verfasser lediglich die „Spitze der Spitze des Eisbergs“ an Missbrauchsfällen in der Evangelischen Kirche seit 1946 dokumentiert.

Die ausgewerteten Unterlagen – vor allem Disziplinar- und Personalakten – umfassen im Vergleich etwa ein Sechstel des Materials, das für die MHG-Studie der katholischen Bischofskonferenz 2018 zur Verfügung stand. Von Unprofessionalität, falscher Selbstgerechtigkeit und dem Fallstrick der protestantischen Erzählung von einer „besseren Kirche“ war zu lesen. Da verblasst der bittere Rücktritt der Ratsvorsitzenden der EKD Annette Kurschus vom 20. November mitsamt seinen desaströsen Folgen für das Selbstverständnis von Kirchenleitung und ihren Repräsentanten in der Öffentlichkeit zu einer kleinen Randnotiz.

Drohendes Zerbrechen

Auch mein Beitrag in den „Z(w)eitzeichen“ kurz vor Weihnachten (*zeitzeichen.net/node/10909*) mit der Überschrift „Lasst Euch auf Trab bringen!“ liest sich nunmehr als Mutmacher von dereinst. Die großen Befürchtungen, nicht aber die Erwartungen an die Vorstellung der ForuM-Studie, haben sich erfüllt. Nicht allein Lähmung droht, sondern ein Zerbrechen christlicher Kirchen und ihrer Gemeinschaften: Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt, erscheint als Titanic, ohne überhaupt nur den Eisberg, der auf sie zukommen könnte, annähernd ausmessen zu können.

Im Dezember schrieb ich über die eingeschüchterte und verunsicherte Kirche und habe sie als ein bekanntes Modell zu verstehen gesucht, das bis zu den allerersten Anfängen des Christentums in Jerusalem zurückführt. Ich wollte in Erinnerung rufen, was aus der Jesus-Bewegung in jenen

Foto: akg

entscheidenden Monaten und Jahren, die auf den Tod Jesu in den 30er-Jahren des 1. Jahrhunderts folgten, geworden wäre, wenn sie sich darauf beschränkt hätte, Fehleranalysekultur zu betreiben.

Doch der Blick zurück zu jenen Anfängen muss viel tiefer gehen. Es stellt sich die Frage, ob die Aufarbeitung der Geschichte von den Ursprüngen der christlichen Gemeinschaft im damaligen Jerusalem durch die damaligen Protagonisten mehr als ein Selbstzweck war – ob sie tatsächlich so weit ging, dass sie den doppelten Verrat an Jesus von Nazareth und seiner Botschaft erkannte und offenlegte.

Nach allem, was wir wissen, hatte sich die so genannte Urgemeinde vielleicht sogar in jenen Raum, der als *Coenaculum* oder Abendmahlssaal zum Memorialort in Jerusalem wurde, zurückgezogen und in



eine Klausur begeben, um die Geschichte der Jesus-Nachfolge von ihren ersten Schritten in Galiläa bis zum Zeitpunkt des Todes Jesu aufzuarbeiten (Johannes 20,19; Lukas 24,33). Wurde in dieser Rückschau wirklich alles erschöpfend ausgesprochen und auf den Tisch gebracht? Es wurde in jenen Tagen und Wochen der Klausur vermutlich besprochen, dass der Jüngerkreis nie genau verstanden hatte, wer der Jesus denn war, dem sie sich angeschlossen hatten. Zu oft hatten sie ihm nicht vertrauen können, auch wenn sie ihn bewunderten. So hatten sie bezweifelt, dass er für Nahrung bei den Besitzlosen würde sorgen können. Wie oft hatten sie Jesus fernhalten wollen von Hilfeleistungen gegenüber Fremden, Kranken und Außenseitern. Stattdessen hatten sie ewig wiederkehrende Strukturdebatten untereinander und gegeneinander darüber

geführt, wer unter ihnen der Größte sei – mit dem Ergebnis, dass sie nun alle verunsichert, eingeschüchtert und verlassen waren. Wie wenig hatten sie verstanden, dass er Männer und Frauen gleichermaßen in seine Nachfolge gerufen hatte und gerade in den Frauen treue Begleiterinnen und zuverlässige Unterstützerinnen gewonnen hatte. Wie merkwürdig war es ihnen vorgekommen, dass er die Kinder in ihre Mitte gestellt hatte, um zu zeigen, wie sich der Eintritt in die „Königsherrschaft Gottes“ am Zutrauen der Kinder ein Vorbild nehmen könnte. Immer wieder hatten sie ihn davon abhalten wollen, sein Leben für seine Botschaft von der Gottesnähe einzusetzen und es dabei zu riskieren.

Doch ihre Versäumnisse waren noch weit schlimmer – sie beschränkten sich nicht auf mangelndes Vertrauen: Einer von ihnen

hatte Jesus in jenen Tagen des Passah-Trubels in Jerusalem verraten, und sie alle hatten ihn verlassen – sie waren davongelaufen, als es eng und einsam um ihn wurde, als er in jener Nacht verhaftet wurde. Derjenige, der ihr Sprecher war – Jesus hatte ihn als Felsen bezeichnet und wollte ihn zum Fundament

Am Ende wagte kein Jünger, Jesus am Grab die letzte Ehre zu erweisen.

seiner ecclesia machen (Matthäus 16,18) –, hatte ihn sogar in der Öffentlichkeit verleugnet. Am Ende hatte niemand von ihnen es gewagt, zu seinem Grab zu gehen und ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Am schlimmsten aber war: Bei all dem Nachdenken und Aufarbeiten drohten sie

mehr und mehr den Kern der Botschaft Jesu zu vergessen, nämlich einander zu erinnern, was Jesus mit dem Doppelgebot der Liebe (zum Beispiel Markus 12, 28-34) gemeint und ihnen vorgelebt hatte, als sie zusammen durch Galiläa und Judäa zogen: Die Liebe zu Gott, so hatte Jesus sie gelehrt, fordert den ganzen Menschen – seine seelischen, intellektuellen und körperlichen Kräfte. Die Liebe zum Nächsten orientiert sich an der Liebe zu sich selbst und ist in die Liebe zu Gott eingebunden: Sie kann und wird und darf und muss das Beste für den Nächsten suchen und jeden Schaden – sei er körperlich, seelisch oder kognitiv – von ihm fernhalten wollen. Denn die Liebe zum Nächsten lebt aus der Kraft der Gottesliebe.

Soweit die frühchristlichen Quellen es spiegeln, hat eine solche Klausur des Jüngerkreises stattgefunden. Die großen Gestalten in der Nachfolge Jesu – Petrus und die Zebedaiden Jakobus und Johannes – waren gelähmt. So betrieben sie erst einmal Vergangenheitsbewältigung und Selbstschutz. Eine Wagenburg wurde gebaut. Auch wenn sie dabei ein hohes Maß an Fehleranalysekultur entwickelt haben mögen: Konnten sie sich das, worum es eigentlich ging, eingestehen – den doppelten Verrat an Jesus? Konnten und wollten sie erkennen, dass sie sich, als sie Jesus in Jerusalem verrieten und verleugneten und im Augenblick seiner größten Todesangst eingeschlafen waren (Markus 14,32-42), von ihm und von seiner Botschaft der Liebe abgewendet hatten? Wurde dieser doppelte

unausweichlich auf Grund gelaufen wäre, wenn sich nicht jenseits des verängstigten Leitungs- und Lenkungskeises, der eher eigene Fehler kaschieren als seinen doppelten Verrat offenlegen wollte, Andere auf den Weg gemacht hätten, um die Botschaft Jesu im Geiste Jesu voranzutreiben. Zwei Wege führten damals aus dem Schweigen, der Angst, der Unfähigkeit zur Schonungslosigkeit, der falschen Selbstgerechtigkeit.

Zuerst die Frauen

Den ersten Weg beschritten die Frauen. In Jerusalem ging eine kleine Gruppe von Frauen zum Grab (Markus 16,1-8), um wenigstens dem verängstigten Schweigen Taten der Liebe entgegenzustellen und den geschundenen Leib des Gekreuzigten zu ehren – anfänglich konnten sie noch nicht hoffen, dass der, dessen Qualen und Tod sie nicht hatten verhindern können, wieder der Gemeinschaft mit ihnen würde suchen wollen. Zwar konnten sie dem Gemarterten nicht sein Leben wiedergeben, aber ihm mit wohlriechenden, kostbaren Ölen ihre Liebe zeigen. Auch einzelne Männer aus dem größeren Kreis der Jesus-Bewegung erkannten, wie ihr Herz aus Liebe zu Jesus und seiner Botschaft brannte (Lukas 24,32). Ermutigt und bestärkt in ihrer Hoffnung, dass Jesus weiterhin unter ihnen war, machten sie kehrt, um zum Ort des Geschehens, nach Jerusalem, zurückzukehren und zu bezeugen, dass die Botschaft und das Wirken Jesu auch weiterhin Gültigkeit hatten, ja: jetzt noch viel wichtiger würden. Man solle und müsse unbedingt darauf warten, dass der, der gegangen war, wieder zu ihnen kommen würde – im Geist und in Freude und in Liebe und in Mut. Man solle und müsse aus der Nähe zu der Jesus-Christus-Gestalt neu lernen, wie von Christus zu sprechen sei: über die Stadttore hinaus zu den Menschen, die sich längst von Jesus abgewendet hatten oder womöglich gar nichts wussten von jenem Jesus von Nazareth, der die Liebe zu Gott und zum Nächsten zum eigentlichen Gebot der Teilhabe an der „Königsherrschaft Gottes“ gemacht und damit die Fürsorge für den Menschen als ganzheitliche Person in das Zentrum seiner Botschaft gestellt hatte.

Paulus sollte wenig später einen *zweiten* Weg gehen. Während die urgemeindliche Jesus-Christus-Bewegung zu dem Punkt zurückgeführt werden musste, an dem sie ihren doppelten Verrat erkannte und

eingestand, um zum Liebesgebot Jesu zurückzufinden, entwickelte Paulus klare Führungskonzepte und Leitlinien für das Zusammenleben der Christus-Glaubenden in einer institutionalisierten Gemeinschaft. Er machte aus seiner persönlichen Liebe und Nähe zu Christus heraus die Botschaft Jesu als Botschaft der Liebe (Römer 13,8-10) zu seiner Lebensaufgabe. Er begriff die Integrität des Apostels als eine prioritäre Aufgabe, weil ihm das Kreuz Christi Mahnung und Verpflichtung zugleich war und er selbst als Botschafter „an Christi Statt“ (2. Korinther 5,20) vor Gott und den Menschen rechen-schaftspflichtig war.

Gerade deswegen musste Paulus einräumen, ja schonungslos offenlegen, dass sein persönlicher Weg zum Apostolat uneben und belastet war. Er war bereit, um Christi willen zu leiden, wissend, dass er anderen zuvor Leid zugefügt hatte (Philipper 3). Er würde sich trotzdem oder deswegen, wenn nötig auch im Konflikt, von einzelnen Mitarbeitern trennen. Indem er darlegte, wie unverzichtbar für ihn die Unterstützung seiner Mitarbeiter war, förderte er zugleich ihre Verantwortungsbereitschaft im Einsatz für das Evangelium (Philipper 2,19-30).

Bei Fragen der Gemeindeorganisation unterschätzte Paulus nie die Bedeutung des Themas Sexualität. Im Blick auf das Zusammenleben in der kirchlichen Gemeinschaft wies er auf die gegenseitige Verantwortung der Christus-Glaubenden im Umgang mit ihrer Körperlichkeit hin (1. Korinther 7) und inkriminierte mit aller apostolischen Schärfe diejenigen, die die Menschenfreundlichkeit christlicher Gemeinschaft für egomane sexuelle Triebe ausnutzten – bis dahin, dass er sie aus der Gemeinschaft ausschloss (1. Korinther 5,1-13). Paulus legte von sich aus ein Leitungskonzept vor, das sich nicht nur an situativen Erfordernissen und am temporären Bedarf orientierte, sondern ethische Leitlinien entwickelte, deren Kriteriologie er vor seinen Gemeinden und der sie umgebenden Welt offenlegte und deren Substanz er – wider alle möglichen Einsprüche von außen und Illusionsbezeichnungen – im Liebesgebot Jesu festmachte. Denn Paulus trug die konkrete Realität und existenzielle Unbedingtheit der Liebesbotschaft Jesu wie ein Malzeichen an seinem Körper (Galater 6,17). Seine Mission, Raum und Zeit zu nutzen, um Menschen zu erreichen und von seinem Christus-Glauben zu sprechen, würde er nicht aufgeben. Er würde permanent unterwegs sein und dabei keine Anstren-

War das Unvermögen in Sachen Fehleranalyse nur die „Spitze der Spitze des Eisbergs“?

Verrat in jener Klausur von Petrus und den Anderen klar benannt und ausgesprochen? Oder würde das kleine Schiff der Urgemeinde an Schweigen, Vertuschung, Unwahrhaftigkeit und falscher Selbstgerechtigkeit, die sie sich ihnen selbst wie eine riesige Barriere in den Weg gestellt hatten, zerbersten? War ihr Unvermögen, die Fehleranalyse notwendig weiter zu treiben, nur die Spitze der Spitze des Eisbergs? Konnten die Jünger das Eingeständnis ihrer eigentlichen Schuld freilegen und benennen: dass sie als Christus-Glaubende letztlich das Gegenteil von Liebe geübt hatten?

Es ist denkbar, dass die urgemeindliche Jesus-Christus-Bewegung schon bald und

gung meiden und keiner Anfeindung aus dem Weg gehen.

Die evangelische Kirche steht in der Tradition aller hier genannten Gruppen, nämlich einerseits derer, die hinter verschlossenen Türen eingeschüchtert, verstummt und verängstigt blieben und lange Zeit nicht dazu fähig waren, ihren doppelten Verrat an Jesus von Nazareth offenzulegen. Sie steht andererseits in der Tradition der Frauen und Männer, die der Sprachlosigkeit praktische Taten der Liebe oder die Bereitschaft, zu den Wurzeln der Liebesbotschaft Jesu zurückzufinden, entgegenstellten. Und drittens lebt die evangelische Kirche in Kontinuität mit Paulus – und zwar dem Paulus, der die Unverzichtbarkeit von persönlicher Integrität, Wahrheit und Leitung lehrte, die in der Liebe Christi ihren Dreh- und Angelpunkt haben: Die Liebe Christi schüchtert nicht ein und schüttet nicht zu, sie deckt auf und führt zur Wahrheit (1. Korinther 13,13). Im Spiegel dieser Liebe konnte Paulus sich selbst erkennen und die Möglichkeiten und Grenzen seiner Verantwortung verstehen – nicht zuletzt im Wettlauf mit der Zeit.

Fragile Ursprünge

Über Paulus, den Vordenker kirchlicher Institution und Organisation, wie über Petrus, ihren brüchigen Felsen, ist in den frühchristlichen Quellen zu lesen, wie sie nicht nur um die Zukunft der Christus-Gemeinden besorgt waren und dabei miteinander in Wettstreit gerieten, sondern wie sie sich auch, wenn nicht zuerst, im Wettstreit mit der Zeit und der Gottesferne sahen, in die hinein sie sprachen und die „gute Nachricht“ Gottes verkündigten. Dem so genannten Agon-Christentum (griechisch für „Kampf“), das uns schon im Neuen Testament begegnet, ist seit jeher eine Athletik zu eigen, die nicht mit großer Leichtigkeit über Mauern springt, aber aus dem Antrieb leben muss, „um der Botschaft Jesu willen“ an der Wahrheit und für die Liebe zu arbeiten. Das scheint nunmehr dringender und drängender denn je! Denn in diesen Tagen lehrt der Blick zurück zu den fragilen und angefochtenen Ursprüngen des Christentums, dass nur das schonungslose Eingeständnis, doppelten Verrat an Christus und seinem Evangelium begangen zu haben, zur Botschaft Jesu, nämlich zu Wahrheit und Liebe – und am Ende auch zur Vergebung – führen kann. ◀

FRIEDERIKE NÜSSEL

Leise kaum möglich

Demut ist im Kommen und will sich inszenieren

„Demut ist in aller Munde“ – stellte schon vor zwei Jahren der Bochumer Literaturwissenschaftler Manfred Schneider in einem Gastbeitrag in der *NZZ* fest. Er konnte programmatische Sätze von Politiker*innen anführen und fragte sich rhetorisch ungläubig, ob die Mächtigen und Erfolgreichen plötzlich bescheiden geworden seien. Die Häufung der Rede von Demut fiel in die Zeit des Regierungswechsels. Mit „Dankbarkeit und Demut“ sah Angela Merkel auf ihre Amtszeit zurück, mit erklärter Demut traten andere ihr Amt an. Ein Blick in die Wortverlaufskurve der Datenbank des deutschen Wortschatzes zeigt, dass vor etwa 20 Jahren der Gebrauch des Wortes Demut in den Zeitungen die Frequenz in der Nachkriegszeit – nach einem Tiefstand in den 1970er-Jahren – wieder überschritten hat und seither kräftig ansteigt. Im Zuge ihrer Wiederkehr ist die Demut heute zu einer säkularen Tugend geworden. Demut wird mit Bescheidenheit, Respekt, Anerkennung der eigenen Grenzen, ja auch mit dem Eingeständnis von Fehlern verbunden. Aber die gottesfürchtige Haltung, die in den biblischen Schriften die Demut kennzeichnet, ist nicht mehr im Blick, schon gar nicht die Selbsterniedrigung und Selbstverachtung, die nach Luther die Demut im Gegensatz zum Hochmut ausmacht. Ausgerechnet die neue säkulare Prominenz der Demut kommt den Kirchen aber derzeit zugute. Wenn die amtierende Ratsvorsitzende der EKD die gewollte und initiierte Forum-Studie öffentlich „mit Demut“ annimmt, hört man keinen verstaubten religiösen Begriff. Ähnlich ist es, wenn römisch-katholische Bischöfe mit Blick auf den synodalen Prozess davon sprechen, das Christentum müsse kleiner und demütiger werden. „Wir brauchen Demut!“, forderte unlängst

auch der tschechische Soziologe und Theologe Thomáš Halík für das Christentum in Europa.

Blickt man auf die Kirchen- und Theologiegeschichte zurück, so treten wesentliche Veränderungen im Wandel der Rede von Demut wie in einem Brennglas hervor. Lange stand Demut im Zentrum der Bußfrömmigkeit. Im späten 19. Jahrhundert hingegen verstand Albrecht Ritschl sie als Folge aus der Versöhnung mit Gott und als Wurzel christlicher Sittlichkeit. Demut



Foto: privat

ist gepaart mit der Geduld eine Stimmung, die das christliche Leben begleitet. Die „spezifische Probe christlicher Frömmigkeit“ sieht er darin, „die Geduld gegen den Mangel an Erfolg, die Demuth bei der Fülle des Erfolges aufrecht zu erhalten“. Weil Demut zuallererst aus der Versöhnung mit Gott entspringt, sind weder echte Reue noch erfahrene Demütigung notwendige Voraussetzungen. Im Hintergrund steht die Moralphilosophie von Immanuel Kant, der mit Demut die Einsicht in die Grenzen der moralischen Vollkommenheit verband. Eine Demütigung von außen ist dafür nicht nötig, ja sogar hinderlich. Das ist anspruchsvoll, aber machbar, wenn man öffentliches Reden von Demut besieht. Sehr viel anspruchsvoller mag heute die Vorstellung lutherischer Erbauungsliteratur erscheinen, die Ritschl in Erinnerung ruft: „Die rechte Demuth weiß gar nicht, daß sie da ist.“ Möglicherweise gehört es zum Dilemma moderner Öffentlichkeiten, dass wir es uns nicht leisten können, Tugenden still und leise zu praktizieren. ◀

Friederike Nüssel ist Professorin für Systematische Theologie in Heidelberg und Herausgeberin von *zeitzeichen*.

„Täter schützende Strukturen“

Nach Veröffentlichung der ForuM-Studie hat die Diskussion um die notwendigen Folgen begonnen

KATHRIN JÜTTE/STEPHAN KOSCH

Die ForuM-Studie zur sexualisierten Gewalt in der evangelischen Kirche liegt vor. Sie beschreibt spezifisch evangelische Faktoren, die den Missbrauch und den falschen Umgang damit begünstigten. Zudem stellt sie Fragen an die Struktur und die Theologie. Doch mit Blick auf die Zahlen kann die Studie aufgrund dünner Datenlage nur „die Spitze der Spitze des Eisbergs“ beschreiben. Woran lag es?

Es ist ein rabenschwarzer Tag für die Evangelische Kirche und die Diakonie.“ So formuliert es Detlev Zander, Sprecher der Betroffenenvertretung im Beteiligungsforum der EKD, am Tag der Vorstellung der ForuM-Studie Ende Januar in Hannover. Für die Betroffenen sexualisierter Gewalt hingegen sei es ein guter Tag, denn sie warteten seit Jahren auf diese Veröffentlichung. Die Studie war landauf, landab mit Spannung erwartet worden. Kirchenleute und Betroffene erhofften sich, zum einen spezifische Risikofaktoren in der evangelischen Kirche zu erfahren und zum anderen aktuelle Zahlen zur Häufigkeit des Missbrauchs.

An diesem Punkt entzündete sich eine der Debatten bei der Vorstellung der Studie und in den Tagen danach. Denn die Datenbasis, die den beteiligten sieben Instituten zur Verfügung stand, war dünn. Zwar werden konkrete Zahlen genannt: Von 1 259 Tätern und von mindestens 2 225 Betroffenen seit 1945 geht die Studie aus, die meisten Betroffenen im Alter unter 14 Jahren. Verbundkoordinator Professor Martin Wazlawik schränkt allerdings ein: „Dies ist eine hochselektive Stichprobe und spiegelt in keiner Weise das wahre Ausmaß von sexualisierter Gewalt in der evangelischen

Kirche und Diakonie. Es ist nur die Spitze der Spitze des Eisbergs.“

Warum konnte das Forscherteam in der 3,6 Millionen Euro teuren Studie keine aussagekräftigeren Zahlen liefern? Weil die Datenbasis eben nicht aus allen Personalakten der Landeskirchen bestand, sondern überwiegend nur aus den Disziplinarakten und den dazugehörigen Personalakten. Damit kamen nur die Pfarrpersonen in den Blick, bei denen es eben ein Disziplinarverfahren gegeben hatte, was aber längst nicht bei allen Fällen von sexuellem Missbrauch der Fall war. Ein aus der „Not geborenes Verfahren“ aufgrund der „schleppenden Zuarbeit der Landeskirchen“, wie der Leiter des für die Zahlen zuständigen Teilprojekts, der forensische Psychiater Professor Harald Dreßing, auf der Pressekonferenz betonte. Diese sollten nämlich, so war es vereinbart, mit Hilfe eines Fragebogens eine Sondierung ihrer Bestände durchführen. So hatte

es auch bei der MGH-Studie funktioniert, in der Dreßing den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche untersucht hatte. Aber in den evangelischen Kirchen gelang das nicht: „Hier gab es eine große zeitliche Verzögerung von über einem Jahr. Das war das entscheidende Problem“, sagte Dreßing im Gespräch mit *zeitzeichen* einige Tage nach der Vorstellung der Studie. Und: „Von einigen Landeskirchen waren die Informationen auch qualitativ ungenügend.“

Kalt erwischt

Sorgte also evangelische Unübersichtlichkeit statt katholischem Zentralismus für die fehlenden Daten? Oder wurde bewusst vertuscht, wie etwa die Tageszeitung *taz* formulierte? Die Verantwortlichen in den Landeskirchen weisen das weit von sich. Und sie wehren sich gegen die deutliche Kritik des Forschers. „Das hat uns relativ kalt er-

Foto: epd



„Der Föderalismus innerhalb der evangelischen Kirche ist als Grundpfeiler für sexualisierte Gewalt verantwortlich“, meint Detlev Zander von der Betroffenenvertretung.

wischt, denn wir waren uns keiner Schuld bewusst“, sagt etwa Jan Lemke, Leiter des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKMD) auf Anfrage von *zeitzeichen*. Sein Amtskollege in der bayerischen Landeskirche, Nikolaus Blum, formulierte es im Interview mit *zeitzeichen* noch etwas schärfer: „Es gab meines Wissens keine Landeskirche, die gesagt hat, wir geben unsere Personalakten nicht her. Das, was die EKD in Absprache mit den Wissenschaftlern von uns als bayerischer Landeskirche wollte, das haben wir geliefert. Dass das nicht den Erwartungen der Forscher vor der Studie entsprach, das mag sein. Aber der bayerischen Landeskirche den Vorwurf zu machen, sie hätte nicht geliefert, das ist schon ein starkes Stück.“

Jan Lemke verweist darauf, dass bereits bei der Diskussion um die Ausschreibung der Studie in Gremien der EKD erörtert worden sei, dass eine wissenschaftlichen Standards genügende repräsentative Studie zum sexuellen Missbrauch im Gesamtbereich der EKD schwer realisierbar sei. Denn die Landeskirchen seien heterogen und es sei zudem mit großen Datenmengen zu rechnen. Es sei also von Anfang an klar gewesen, dass die Datenlage schwierig ist, meint Lemke.

Um genauere Informationen über die Datenlage herauszufinden, wurden Fragebögen an die Landeskirchen verschickt. Offenbar waren diese aber umfangreicher und ihre Bearbeitung aufwändiger als in den Landeskirchen erwartet. „Nach dieser Vorstudie sollten dann stichprobenartig die Aktenbestände einzelner Landeskirchen genauer untersucht werden“, erinnert

Die Betroffenen forderten dazu auf, hinter die Zahlen zu schauen.

sich Blum. „Meines Erachtens ging es nie darum, dass alle Personalakten aller Landeskirchen durchgeschaut werden. Das wäre auch überhaupt nicht möglich.“ Allein die bayerische Landeskirche habe derzeit etwa 30 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Seit 1945 seien hunderttausende Akten angelegt worden, auf den unterschiedlichen Verwaltungsebenen. „Wenn wir also von Aktendurchsicht sprechen, kann das nur stichprobenartig sein.“

Harald Dreßing hält es hingegen „für einen Mythos, dass eine Analyse der Personalakten grundsätzlich nicht möglich gewesen

wäre“. Aber weil die Zulieferung der Fragebögen mit den entsprechenden Daten in so großem zeitlichem Verzug war, hätten sich die Forscher mit der EKD darauf geeinigt, nur die Disziplinarakten als Grundlage zu nutzen. „Und das haben alle auch geliefert.“ Doch die Analyse der Personalakten nach einheitlichen Verfahren von außenstehenden Rechtsanwälten, die man dafür auch bezahlt, bleibe ein Desiderat. „Das wäre der Schritt, mit dem die evangelische Kirche vielleicht auch wieder ein Stück Glaubwürdigkeit zurückgewinnen könnte.“

Dass die Diskussion sich zunächst vor allem auf die Zahlen und die Datenlage konzentrierte, wurde aus dem Kreise der Betroffenen kritisiert. Schon auf der Pressekonferenz sagte Katharina Kracht, Betroffene und Mitglied im Beirat des Forschungsverbundes: „Zahlen sind zweifellos wichtig. Das Narrativ, in der evangelischen Kirche gebe es weniger sexualisierte Gewalt als in der katholischen Kirche, wird sich nicht mehr halten lassen.“ Dann forderte sie aber dazu auf, hinter die Zahlen zu schauen, auf die betroffenen Menschen, die ihre Erfahrungen den Forschenden mitgeteilt haben. Denn es sei ein „Qualitätsmerkmal“, dass Betroffene von Anfang an in die Studie mit einbezogen wurden. Vier der fünf Teilprojekte sind qualitative Studien, mehr als 100 Betroffene haben als Interviewpartner oder Co-Forschende teilgenommen.

Systemische Faktoren

Und in der Tat liefert die Studie wichtige Hinweise auf die systemischen Faktoren und spezifisch evangelischen Phänomene, die die sexualisierte Gewalt und den mangelhaften Umgang damit begünstigten. So bringe die föderale Struktur unterschiedliche Regelungen zwischen den Landeskirchen hervor, etwa eben im Umgang mit Akten. Viele Landeskirchen könnten eine Vernichtung von Akten nicht ausschließen. In fast der Hälfte der Landeskirchen gebe es keine Regelungen, wie Verdachtsfälle aktenkundig werden können. Ferner herrsche eine hohe Intransparenz bei den so genannten Anerkennungsleistungen. Und jede vierte Landeskirche gebe an, dass das Thema immer noch tabuisiert sei. Deutlich wird: Die vielbeschworene Vielfalt hat oftmals nachteilige Folgen für Betroffene.

Das unterstrich auch Detlev Zander, der auch Mitglied im Beirat des Forschungsverbundes ist, während der Vorstellung der



Studie. „Der Föderalismus innerhalb der evangelischen Kirche ist als Grundpfeiler für sexualisierte Gewalt verantwortlich. Er verhindert Aufklärung und Aufarbeitung.“

Jenseits der Strukturen wiederholen sich Muster. Wie zum Beispiel, dass Aufarbeitung nur durch das Engagement von Betroffenen in Gang kommt. Eine starke reaktive Aufarbeitung nennen das die Wissenschaftler. Und: Betroffene würden häufig von Vertretern der evangelischen Kirche mit dem Wunsch konfrontiert, den Tätern zu vergeben. Wenn diese das nicht täten, komme es zu einem sozialen Ausschluss. Bis dahin, dass Menschen aus der Kirchengemeinde wegzögen. „Schuld als prinzipiell nicht auflösbarer Zustand kann offenbar im evangelischen Selbstverständnis nicht ausgehalten werden“, schreiben die Forscher in ihrer Zusammenfassung der Ergebnisse.

Des Weiteren wird die evangelische Kirche als vermeintlich sicherer Ort benannt, in dem Gewalt unvorstellbar sei. Gegründet auch darin, dass die evangelische Kirche partizipativ, demokratisch und progressiv

„Es geht nicht um abarbeiten, es geht um aufarbeiten.“

sei. „Unser Plädoyer ist ein Blick in die Praxis, und es gilt, weniger in der idealisierten Selbsterzählung zu verbleiben“, erklärte Verbundkoordinator Martin Wazlawik. Der Erzählung der „besseren“ Kirche folgend, sei die Vorstellung von strukturellen Problemen überhaupt schwer zu ertragen. Auch „Harmoniezwang“ als spezifisch evangelisches Merkmal benennen die Forscher und attestieren den Protestanten eine hohe Konfliktunfähigkeit, überhaupt eine mangelnde Konfliktkultur.

Welche Empfehlungen folgen daraus? Zum einen muss die Sprachfähigkeit über sexualisierte Gewalt erhöht, höhere Anerkennungszahlungen müssen geleistet und eine transparentere Abwicklung vollzogen werden. Viele betroffene Personen äußern den Wunsch, Kirchenmitarbeitende und Gemeindeglieder als Mitwissende zur Verantwortung zu ziehen, sowie einen qualifizierten und kompetenten Umgang mit Betroffenen auf allen Ebenen. Die Forscher fordern in ihren Empfehlungen zudem kirchenunabhängige Ansprechstellen und eine externe Ombudsstelle für Betroffene. Umfassende Aktendokumentation und Statis-



Die amtierende EKD-Ratsvorsitzende Kirsten Fehrs mit dem Leiter der ForuM-Studie, Martin Wazlawik, am 25. Januar in Hannover.

tik seien unabdingbar für eine transparente Aufarbeitung.

Für die amtierende Ratsvorsitzende der EKD Kirsten Fehrs ist klar: „Es geht nicht um abarbeiten, es geht um aufarbeiten.“ Und darum, neben all den Handlungsleitfäden und Präventionskonzepten auch eine Haltungs- und Kulturänderung weiter voranzubringen. Denn, so Fehrs, „trotz steigender Präventionsbemühungen machen wir so bestürzend viel falsch“.

Vergiftete Theologie

Knapp zwei Wochen nach Veröffentlichung der Studie dokumentierten die Landeskirchen, der Rat der EKD sowie der Bundesvorstand der Diakonie Deutschland ihre Bereitschaft zur Übernahme der Verantwortung. In einer gemeinsamen Erklärung vom 6. Februar heißt es: „ForuM macht deutlich, dass wir oft nicht einheitlich, nicht betroffenenorientiert und nicht mit der nötigen Initiative vorgegangen sind. Daher ist es richtig, dass nun Betroffenenvertreter*innen sowie kirchliche und diakonische Beauftragte im Beteiligungsforum der EKD einen klaren Maßnahmenplan für die evangelische Kirche und Diakonie insgesamt entwickeln. Wir stehen hinter diesem Grundsatz der direkten Mitentscheidung von Betroffenenvertreter*innen im Beteiligungsforum. Und wir verpflichten uns zu einheitlichen Standards der Prävention und Transparenz, einheitlichen Anerkennungs-

verfahren und einem einheitlichen Prozess der weiteren Aufarbeitung sexualisierter Gewalt.“

Doch auch die akademische Theologie sei gefragt, meint der Würzburger Professor für Systematische Theologie Klaas Huizing. Denn sie trage „toxische Traditionen“ in sich, „die auch ein Vertuschungskartell gefördert haben“, schreibt Huizing in einem Beitrag für www.zeitzeichen.net. „Die Theologie ist gefordert, endlich inhaltlich Stellung zu nehmen und einen radikalen Umformungsprozess anzustoßen.“

Huizing benennt fünf Problemlagen, die dringend bearbeitet werden müssten: „eine von einem überzogenen Sündenbegriff gesteuerte, tief dunkel eingefärbte Lehre vom Menschen (Anthropologie); eine Vernachlässigung der Opferperspektive; die einseitige Hochschätzung prophetischer Traditionen, die Autoritätsstrukturen begünstigt hat; eine leibfreundliche Theologie und eine Überarbeitung des in Mitleidenschaft gezogenen religiösen Vokabulars“.

Auf dem Facebook-Kanal von [zeitzeichen](http://zeitzeichen.net) und dem von Chefredakteur Reinhard Mawick erntete Huizing Zustimmung, aber auch heftige Kritik. Widerspruch formulierte unter anderem der Zürcher Theologe Johannes Fischer in seiner Entgegnung auf zeitzeichen.net. „Was wissen wir über die innere Einstellung der Täter, über ihr Schuldbewusstsein, über ihren Umgang mit Schuld, und was wissen wir bezüglich der Frage, ob bei diesem Umgang auch nur

Schädliche Larmoyanz

Überflüssige kirchliche Reaktionen auf die ForuM-Studie

REINHARD MAWICK

In den Tagen nach der Veröffentlichung der ForuM-Studie Ende Januar stand die evangelische Kirche im Fokus einer extrem negativen Medienberichterstattung. Alles andere wäre verwunderlich gewesen, waren doch auch für viele Medienleute die Ergebnisse der Studie sehr überraschend.

Auch von ihnen hatten viele anscheinend gedacht, dass es in der evangelischen Kirche kein so umfangreiches Problem auf dem Feld der sexualisierten Gewalt gibt wie in der katholischen Kirche. Hinzu kam, dass neben den furchtbaren Details und den hohen Zahlen, die die Studie zutage förderte, auch noch der Eindruck entstand, die Landeskirchen hätten bei der Zulieferung der Akten versagt, und deswegen sei in der Studie nur die „Spitze der Spitze des Eisbergs“ der Verbrechen sichtbar geworden.

Dieser Eindruck war zu erheblichen Teilen dadurch entstanden, dass sich der Mannheimer Professor Harald Dreßing in der Pressekonferenz zur Veröffentlichung der Studie sehr kritisch (und in sehr kritischem Ton!) darüber geäußert hatte, dass mit Ausnahme einer kleinen Landeskirche nicht die Personalakten, sondern nur die Disziplinarakten ausgewertet wurden. Insofern war das Narrativ in der Welt, dass es in der evangelischen Kirche nicht nur genauso „schlimm“ in Sachen Missbrauch sei wie in der katholischen, sondern auch, dass das Gros der Landeskirchen, anders als die katholischen Bistümer, nicht in der Lage gewesen sei – bis auf eine –, die verabredete Art von Akten zu liefern.

Das entspricht so wohl nicht ganz der Wahrheit (vergleiche Artikel links),

denn sehr wohl hatten viele Landeskirchen alle Personalakten ausgewertet und wären auch in der Lage gewesen, wie vereinbart zu liefern. Aber die Forscher hatten diese Ergebnisse

dann gar nicht abgefordert, sondern sich entschieden, nur die Personalakten der Reformierten Kirche zu berücksichtigen. Daraufhin hatten sich im Nachgang der Veröffentlichung der Studie Vertreter:innen einiger Landeskirchen öffentlich zu Wort

gemeldet und sich darüber wortreich beklagt, ja sich sogar gerühmt, dass sich andere Landeskirchen an ihrer ein Beispiel nehmen sollten.

Dieser Reflex mag menschlich und von daher irgendwie verständlich sein. Aber in der öffentlichen Wahrnehmung erweist er sich als schädliche Larmoyanz, die dem Ernst des Themas nicht angemessen ist.

Viel wichtiger ist jetzt, dass die evangelische Kirche endlich ins Handeln kommt! Und dafür stehen die Zeichen eigentlich recht gut, denn im Beteiligungsforum der EKD – kurz BeFo – arbeiten Betroffene und Kirchenleitende gleichberechtigt zusammen und bestimmen gemeinsam, was jetzt geschehen soll. Die erste BeFo-Sitzung nach der Veröffentlichung der Studie, auf der ein klarer Zeitplan für die Entwicklung von Maßnahmen entworfen wurde, hat Ende Februar stattgefunden, und Anfang März wird die Kirchenkonferenz der EKD, die Versammlung aller Landeskirchen, mit Vertreter:innen des BeFo beraten. Auf diesem Weg muss es jetzt rasch weitergehen, nur darum sollte es jetzt gehen. Und nicht um die Befindlichkeiten von einzelnen Kirchenoberen. ▽



Foto: Rolf Zöllner

von Ferne die lutherische Rechtfertigungs- und Sündenlehre eine Rolle gespielt haben? Reicht das aus, was dazu bisher bekannt und empirisch gesichert ist, um so weitreichende Schlüsse zu ziehen, wie Huizing sie zieht?“ ▽

INFORMATION

Weitere Texte zum Thema auf www.zeitzeichen.net:

Klaas Huizing: „Toxische Traditionen“ – Erste Schritte zur theologischen Auseinandersetzung mit der Missbrauchs-Studie der EKD.
www.zeitzeichen.net/node/10966

Armin Kummer: Zeit für Reformation? Nach der ForuM-Studie: Welche Kontrollmechanismen braucht die evangelische Kirche in Deutschland?
www.zeitzeichen.net/node/10969

Katharina Scholl: Machtvolle Loyalitäten. Für die Kirche würde ich mein letztes Hemd geben. Und das ist problematisch.
www.zeitzeichen.net/node/10975

Johannes Fischer: Ist Luthers Lehre schuldig? Rechtfertigungslehre und sexueller Missbrauch in der evangelischen Kirche.
www.zeitzeichen.net/node/10977



Foto: picture-alliance

Einsatz der Bundespolizei bei der Abschiebung eines abgelehnten Asylbewerbers am Flughafen Halle/Leipzig.

„Wir haben kein Wächteramt“

Gespräch mit dem EKD-Beauftragten für die Evangelische Seelsorge in der Bundespolizei Karl-Hinrich Manzke über Abschiebungen, Rettungsschiffe und die Rolle der Kirchen in der Flüchtlingspolitik

zeitzeichen: *Landesbischof Manzke, Sie waren bis Ende Februar nicht nur Landesbischof, sondern waren und sind auch weiterhin EKD-Beauftragter für die Evangelische Seelsorge in der Bundespolizei. Wie geht es den Polizisten? Gibt es wiederkehrende Sorgen und Probleme, von denen Sie bei Ihrer Arbeit hören?*

KARL-HINRICH MANZKE: Die aktuellen Themen sind zum einen der professionelle Umgang mit zunehmender Respektlosigkeit und Gewaltbereitschaft in unserer Gesellschaft gegenüber der Polizei. Zum Zweiten ist die Bundespolizei bei Großeinsätzen, etwa bei Fußballspielen oder anderen Ereignissen, besonders gefordert. Drittens stellt die zunehmende Terror-

gefährdung die Bundespolizei vor große Aufgaben. Und viertens ist die Aufgabenstellung an der Grenze zu nennen. Sie besteht darin, die Migration zu steuern.

Die Bundespolizei ist auch für die Abschiebung von abgelehnten und nicht geduldeten Asylbewerbern und Flüchtlingen zuständig. Inwiefern betrifft das die Polizeiseelsorge?

KARL-HINRICH MANZKE: Die Pfarrerrinnen und Pfarrer der Evangelischen Seelsorge im Bundesgrenzschutz, jetzt der Bundespolizei, stehen den Polizistinnen und Polizisten ja nicht nur als Seelsorger zu Seite, sondern wirken auch im ethischen Unterricht. Dort gilt es, sinnvolle und tragfähige

Unterscheidungen zu entfalten. So zum Beispiel die Unterscheidung zwischen der Zuwanderung, die perspektivisch Aussichten auf langfristiges Bleiberecht gibt, und derjenigen Zuwanderung, die diese Perspektive nicht in sich trägt. Diese Unterscheidung, wenn sie gesellschaftlich im Diskurs akzeptiert wird, hilft dabei, die Notwendigkeit von Rückführungen anzuerkennen. Sie sind auch deshalb notwendig, um die Zustimmung zum unbedingten Schutz von politisch Verfolgten in unserer Gesellschaft stabil und unangefochten zu halten. Ebenfalls ist es wichtig, die begrenzten Kapazitäten für die Aufnahme von Geflüchteten in einem so hilfsbereiten Land wie Deutschland im Blick zu behalten.



sorgfältig die Deutsche Bundespolizei mit schwierigsten Aufgabenstellungen umgeht und mit großer Intensität ihre Angehörigen schult und begleitet. Dazu einen Beitrag zu leisten, ehrt meine Kirche.

Was genau ist die Aufgabe der Seelsorgeteams in so einer Situation?

KARL-HINRICH MANZKE: Was die Rückführungen derjenigen Personen betrifft, deren Antrag auf Asyl und Bleiberecht durch Gerichtsspruch negativ beschieden ist, gilt erst einmal: Nicht bei jeder Rückführung ist ein Seelsorger oder eine Seelsorgerin dabei. Aber zugleich gilt auch: Wenn einer der Seelsorger dabei sein will, steht dem nichts im Wege. Die Bundespolizei arbeitet da völlig transparent. Die Rückführungen, das kann ich aus eigener Anschauung sagen, werden sorgfältig vorbereitet, durchgeführt und nachbereitet. Es gibt zudem ein so genanntes Monitoring, also eine Begleitung durch Organisationen, die sich insbesondere der Unterstützung und dem Schutz von Asyl- und Menschenrechten verschrieben haben, wie zum Beispiel Amnesty International oder Human Rights Watch. Die Vertreter der Menschenrechtsorganisationen haben mir ohne Ausnahme geschildert, dass nach ihren Erfahrungen kein anderes Land so respektvoll Rückführungen durchführt wie Deutschland.

Die Frontex-Einsätze sind in der öffentlichen Debatte sehr umstritten, auch in kirchlichen Kreisen. Ein Schiff, das Flüchtlinge aus dem Meer rettet, hat hingegen zunächst einmal eine recht große Akzeptanz innerhalb der Kirche. Ist das also nicht gerechtfertigt?

KARL-HINRICH MANZKE: Jeder Mensch guten Willens, der ein Herz für hilfsbedürftige Menschen hat, hält es für ein Armutszeugnis für ein ziviles und freies Europa, dass Schutzsuchende im Mittelmeer ertrinken. Das gilt auch für jeden Polizisten. Es ist ebenfalls ein Skandal, wie viele Organisationen ihr fieses Geschäft mit der Not von Menschen machen und sie auf seeuntauglichen Fahrzeugen

viel zu oft ins Verderben schicken. Dass Europa dabei weitgehend hilflos und tatenlos zuschaut, ist ebenfalls nicht akzeptabel. Insofern ist es herzlos, wenn die Europäische Union den Eindruck vermittelt, als könne sie jeden Flüchtenden dieser Welt beherbergen. Deswegen ist es von existenzieller Bedeutung, dass die EU endlich eine tragfähige politische Lösung in der Flüchtlingspolitik findet. Es mag Anzeichen dafür geben, dass die Staaten der Europäischen Union jetzt auf dem Wege sind, Lösungen dafür zu finden, dass denen, die kaum eine Perspektive auf politische Duldung oder Asyl haben, außerhalb von Europa ein faires Verfahren in Fragen politischen Asyls angeboten wird.

Was erwarten Sie also von Ihrer Kirche?

KARL-HINRICH MANZKE: Wir, die Evangelische Kirche in Deutschland, treten für einen humanen Umgang mit allen Flüchtlingen ein. Und wir sehen darin eine unbedingte Verantwortung – auch aus biblischen Quellen heraus. Jeder Schutzbedürftige soll Schutz erhalten. Zugleich entsenden wir Pfarrerinnen und Pfarrer, die die Polizistinnen und Polizisten bei ihrer Grenzschaufgabe unterstützen. Das steht auf den ersten Blick in

Es ist ein Armutszeugnis für Europa, dass Schutzsuchende im Mittelmeer ertrinken.

Spannung zueinander. Aber diese Spannung sollten und können die Kirchen aushalten. Insofern sind beide großen Kirchen gefordert, auch für die Debattenkultur in unserem Land einen wichtigen Beitrag zu leisten. Die Forderung, dass das Sterben im Mittelmeer beendet werden muss, hat nur dann wirklich Kraft, wenn sie zugleich verbunden wird mit der Aussage, dass es politische Lösungen braucht, um die unregelmäßige Zuwanderung zu stoppen. Das eine sollte nicht ohne das andere gesagt werden – sonst wäre es unterkomplex. Das sollten die Debattenbeiträge aus der Evangelischen Kirche unbedingt erkennen lassen.

Die Seelsorgeteams verstehen sich aber in den konkreten Abschiebesituationen als Anwälte der Polizisten, oder?

KARL-HINRICH MANZKE: Ja, wir stehen in dieser Aufgabe fest an der Seite der Frauen und Männer in der Bundespolizei. Jede Polizistin, jeder Polizist weiß zu unterscheiden zwischen der eigenen Überzeugung und den Berufspflichten; das gilt auch in gesellschaftlich sehr strittigen Fragen. Sie wissen und verlassen sich darauf, dass sie in einem Rechtsstaat Entscheidungen umzusetzen haben, die nach demokratischen und rechtsstaatlichen Grundsätzen getroffen worden sind. Polizistinnen und Polizisten können auch mit heftigen Spannungen, zum Beispiel zwischen dem Recht auf freie Meinungsäußerung und Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder der Spannung zwischen dem Recht auf Schutz eines Geflüchteten und der Grenzsicherung, umgehen. Das haben sie gelernt, das wird auch stetig vergewissert. Ich bin schwer beeindruckt, wie professionell und

War es denn dann vor diesem Hintergrund richtig, dass die EKD sich an einem Rettungsschiff beteiligt hat? Oder war das für Sie auch eine Symbolhandlung?

KARL-HINRICH MANZKE: Auf diese Frage kann ich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Dazu fehlt mir das gute Gewissen. Es ist eine für mich bislang nicht plausibel beantwortete Frage, ob die Ausweitung der organisierten Seenotrettung nicht die Aktivitäten der fiesen Schlepperorganisationen erhöht. Dass Menschlichkeit und Seenotrettung von anderen aus kaltem wirtschaftlichen Kalkül ausgenutzt und damit pervertiert werden, ist möglich, weil Europa



Foto: Kathrin Jütte

Dr. Karl-Hinrich Manzke, Jahrgang 1958, war bis Ende Februar 2024 Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Schaumburg-Lippe, ein Amt, das er 2009 übernommen hatte. Zuvor war er Superintendent des Kirchenkreises Aurich, Studiendirektor des Predigerseminars Imbshausen/Northeim und Gemeindepastor in der St. Johannis Gemeinde in Soltau. Im Frühjahr 2011 berief ihn der Rat der EKD zum Beauftragten des Rates für die Seelsorge in der Bundespolizei. Seit April 2014 hat Karl-Hinrich Manzke auch das Amt des Catholica-Beauftragten der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands inne. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

bislang keine Regelung gefunden hat, die zugleich den Schutz der politisch Verfolgten mit der tragfähigen Sicherung der Grenzen und Ordnung der Zuwanderung verbindet. Es ist unverantwortlich, dass unsere freien Gesellschaften in Europa das nicht hinbekommen. Ich bleibe dabei: Wir, die

Zu einfache Antworten auf schwierige Fragen sollten wir uns nicht erlauben.

EKD, haben eine hohe Verantwortung für den politischen Diskurs und seine Ehrlichkeit gerade in dieser Frage, weil wir in mehreren Bereichen tätig sind. Zu einfache Antworten auf schwierige Fragen sollten wir uns nicht erlauben.

Der Druck auf die Bundesregierung, Migration zu begrenzen, ist groß. Von Januar bis Ende Oktober 2023 wurden rund 267 000 Asylersuchen gestellt – 67,5 Prozent mehr als im Vorjahreszeitraum. Schnellere Abschiebungen sollen die Lage entspannen. Doch an dem entsprechenden Gesetzentwurf gibt es scharfe Kritik. Wie beurteilen Sie ihn?

KARL-HINRICH MANZKE: Über Rückführungen wird man die hohe Zuwanderung in die Länder Europas und insbesondere nach Deutschland nicht regeln können. Davon bin ich überzeugt. Das verdeutlichen die Zahlen. Nach den Angaben des BMI sind 2023 16 430 Menschen zurückgeführt worden in ihre Heimatländer. Die Zahl der vollziehbar Ausreisepflichtigen (ohne Duldung) betrug 48 670. Man erwartet durch die neuen Regelungen eine Erhöhung der Rückführungen um 600 pro Jahr. Das zeigt: Rückführungen für sich ersetzen nicht eine umfassende politische Lösung. Die Erkenntnis, dass Europa tragfähige Lösungen braucht, um die Unterscheidung zwischen Zuwanderung mit der Perspektive auf Bleiberecht und der mangelnden Perspektive auf Bleiberecht in humanen Lösungen umzusetzen, ist meines Erachtens viel wichtiger. Alles unter der überaus wichtigen Zielsetzung, das Asylrecht zu stützen und zu stärken.

Die EU hat sich nun auf eine Verschärfung des Asylrechtes geeinigt. Unter anderem sollen beschleunigte Asylverfahren direkt an Außengrenzen der Union stattfinden. Ist das der richtige Weg?

KARL-HINRICH MANZKE: Ich finde das bedenkenswert und sinnvoll. Bevor unsere Gesellschaften auseinanderfallen, weil sie diese Debatte nicht mehr aushalten, muss Europa Regelungen gefunden haben. Aber es ist erkennbar schwer für ein Land wie die Bundesrepublik Deutschland, mit den Anrainerstaaten am Mittelmeer Regelungen zu finden. Insofern verlangt eine politische Lösung für Europa neben dem Frontex-Einsatz auch Regelungen mit den nordafrikanischen Staaten, so wie mit der Türkei. Ich sehe, wie kompliziert das ist. Da muss man Geld in die Hand nehmen und ein System mitfinanzieren, in dem Asylverfahren auch außerhalb von Europa fair und respektvoll geklärt werden. Das geht aber nur mit Zustimmung der Länder.

Wie ist Ihre Position zum Kirchenasyl? Welche Rolle kann das spielen?

KARL-HINRICH MANZKE: Kirchenasyl ist kein rechtsfreier Raum. Aber es kann ein Ort sein und ein Zeitraum, in dem Sachverhalte überprüft werden, die, als die Entscheidung zur Rückführung gefallen ist, noch nicht im Blick sein konnten. Das kann zum Beispiel eine besondere Familiensituation sein oder eine sich verändernde politische Situation, wie etwa im Iran. Das Kirchenasyl wird dann beendet, wenn jemand sein Bleiberecht bekommt, aber auch, wenn die Prüfung zu einem anderen stichhaltigen Ergebnis gekommen ist. Wir sind ein Rechtsstaat, das sollte man sich in der evangelischen Kirche immer deutlich machen. Wir haben kein Wächteramt. Das ist nicht unsere Aufgabe, das wäre übergriffig. Weil wir in einem demokratischen Verfassungsstaat leben, in dem das Recht sehr hoch gehalten wird.

Das Gespräch führten Kathrin Jütte und Stephan Kosch am 18. Dezember 2023 in Bückeberg.

So wenig Religion?

Es bleibt dabei: Ungereimtheiten in der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung wecken Zweifel

MARTIN FRITZ

Um die Jahreswende gab es eine heftige Diskussion um die Aussagen der sechsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung – kurz KMU 6. Zeigen die Ergebnisse, dass Religion und Glaube über kurz oder lang verdunsten, wie es viele Schlagzeilen kündeten? Oder liegt dieser Deutung ein zu enger Religionsbegriff zugrunde? Davon ist jedenfalls der Theologe Martin Fritz, wissenschaftlicher Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) in Berlin, überzeugt.

Die Mehrheit der Deutschen hat mit Religion nur mehr wenig am Hut.“ Mit diesem lapidaren Satz wurde in der FAZ einer der markantesten Befunde der aktuellen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU 6) zur Lage der Religiosität

in Deutschland wiedergegeben. Ihr zufolge sind nur noch 13 Prozent der Deutschen „kirchlich-religiös“ und gar nur noch sechs Prozent „alternativ-religiös“; dagegen wird die Mehrheit von 56 Prozent den „Säkularen“ zugerechnet, so dass für das Mittelfeld von „Religiös-Distanzierten“ noch 25 Prozent übrigbleiben.

Vehement zurückgewiesen

Nach der Vorstellung der KMU 6 im November entspann sich ein munterer Disput über die Stichhaltigkeit dieser Diagnose. So wurde von Reiner Anselm, Kristin Merle und Uta Pohl-Patalong in *zeitzeichen* (zz 12/23) vorgebracht, der Untersuchung fehle ein adäquates Instrumentarium zur Erhebung der fluiden Gestalten individualisierter Gegenwartsreligiosität. Diese Kritik wurde daraufhin von Friederike Erichsen-Wendt, Johannes Wischmeyer und Edgar Wunder vehement zurückgewiesen: Den

Kritiker:innen wiederum fehle es an methodischem Know-how sowie an der Bereitschaft, sich ungeachtet kirchenpolitischer Opportunitäten „schonungslos der sozialen Realität zu stellen“ (zz 1/2024).

Wer sich in die KMU-Broschüre vertieft, um sich ein eigenes Urteil zu bilden, wird Respekt vor der Expertise der beteiligten Sozialwissenschaftler:innen empfinden. Denn wie den Andeutungen zur Methodik zu entnehmen ist, hat die Studie ihr Bild von der „religiösen Großwetterlage“ tatsächlich anhand hochkomplexer statistischer Operationen generiert. Allerdings wird sich bei Geisteswissenschaftler:innen, die mit dem schillernden Thema Religion befasst sind, bald auch Skepsis regen.

Für den Fragebogen wurden in einem komplizierten Abstimmungsprozess manigfache Items zur Erhebung der Religiosität der Befragten formuliert. Nach der Umfrage wurden die Antworten in Zahlenreihen übersetzt und in einer Faktorenanalyse Korrelationen zwischen den Items berechnet. Aus der Korrelationsmatrix wurden dann die zwei signifikantesten Faktoren ausgewählt, mit zwei religiösen Grundrichtungen (kirchennahe und kirchenerne Religiosität) identifiziert

*Niemand kann nachvollziehen,
was die KMU-Analyse erfasst und
was außen vor bleibt.*

und zu zwei Summenindices ausgeweitet. Anhand dieser Indices wurde ein Koordinatensystem von religiösen Einstellungen konstruiert, um darin schließlich mittels einer mehrstufigen Clusteranalyse Typen von Religiosität beziehungsweise A-Religiosität zu bestimmen.

Nach einigen Stunden des Brütens über einem Statistiklehrbuch und über den dort präsentierten Rechenformeln fragt man sich: Wer kann wirklich nachvollziehen, was im Zuge dieser Analyseschritte von dem avisierten Gegenstand, den Anschauungen und Haltungen der Deutschen hinsichtlich der letzten Fragen von Welt und Leben, in den Blick gekommen, was dabei außen vor



Foto: pixabay



Foto: pixabay

gens bis zur summarischen Interpretation der Befunde ausgesetzt wurde. Dazu aber müsste man – vorausgesetzt, dass Religion ein Phänomen des menschlichen Geistes und seiner Ausdrucksformen darstellt – in hohem Maße sozialwissenschaftliche Analyse- und geisteswissenschaftliche Deutungskompetenz in sich vereinigen.

Dem sozialwissenschaftlichen Dilettanten bleibt also wenig übrig, als darauf zu vertrauen, dass die KMU die (a-)religiösen Einstellungen der Befragten mittels ihrer statistischen Instrumente einigermaßen verzerrungsarm ins Auge zu fassen vermochte. Oder erkenntnistheoretisch angemessener formuliert: dass sie ihren Gegenstand im Zusammenspiel von empirischen Methoden und theoretischen Grundannahmen plausibel konstruiert hat.

Verbreitete Indifferenz

Beim Weiterlesen in der KMU-Broschüre wird dieses Vertrauen indessen auf eine harte Probe gestellt. Denn dort stößt man auf eine Reihe von Ungereimtheiten, die Zweifel wecken, ob die Untersuchung von einem ausreichenden Bewusstsein für die besonderen Schwierigkeiten der empirischen Messung von Religiosität getragen war.

Zunächst fällt eine Unsicherheit im Umgang mit dem Begriff „Religion“ ins Auge, der in mehreren Items des Fragebogens vorkommt. Erstaunlich wenige der Befragten etwa schätzen sich selbst ausdrücklich als „religiös“ ein, ziemlich viele hingegen als „nicht religiös“. Auch gibt es hohe Zustimmungsraten bei skeptischen bis ablehnenden Aussagen über Religion(en) und eine verbreitete Indifferenz gegenüber „religiösen Fragen“. Naheliegenderweise werden die Zahlen von den KMU-Autor:innen als Indiz für den Rückgang religiöser und für die Zunahme säkularer Orientierungen gedeutet.

Ein anderer Befund jedoch unterläuft diese Interpretation. Wie in der Auswertung notiert, lässt sich aus bestimmten Korrelationen schließen, dass offenbar viele der Teilnehmenden „Religion“ stark mit „Kirche“ assoziieren. „Religion“ ist für sie kein umfassender Allgemeinbegriff, sondern steht für den Typus „kirchliche Religion“. Damit ist aber die allgemeine religionsdiagnostische Relevanz der fraglichen Items dahin. Valide sind sie als Indiz nicht für Areligiosität, sondern für Kirchendistanz. Damit verliert

einer der Indikatoren für die gewachsene Säkularität den betreffenden Aussagewert.

Des Weiteren wird der allgemeine Schwund der Religiosität am Rückgang religiöser Praxis festgemacht. Abgefragt wurden: Gebet, Bibellektüre, Meditation, religiöses Fasten, Pilgern und die Teilnahme an religiösen Großveranstaltungen. Im Ergebnis „gehen etwa 15-20 Prozent der Bevölkerung einer regelmäßigen religiösen Praxis nach“. Allein das „gelegentliche ‚Anzünden einer Kerze aus religiösen Gründen‘ fällt mit 34 Prozent Zustimmung höher aus“.

An dem letztgenannten Item, das eine Gestalt einer unbestimmten und unscheinbaren Religiosität in den Blick nimmt, tritt zutage, wie eng das Feld religiöser Praxis in der KMU ansonsten gefasst wird. Es sind überwiegend typisch kirchliche Praktiken, aus denen eine allgemeine Quote religiöser Praxis errechnet wird. Der Umgang mit Engelsfiguren und Amuletten, das touristische Verweilen in Kirchen, der ganze Bereich von Kirchenmusik und anderen Formen religiös konnotierter Musikpraxis, das Advents- und Weihnachtsbrauchtum – all diese Vollzüge können mindestens als religionsaffin gelten, weil sie entsprechende religiöse Assoziationen mit sich führen. Dazu kommt das große Terrain esoterischer Praktiken, das weitgehend unberücksichtigt bleibt: Tarot, Hexenrituale, Räucherzeremonien, Heilsteine, neopagane Naturkulte (Sonnwendfeiern, Rauhnachtrituale et cetera), spirituelle Coaching- und Satsang-Treffen und vieles mehr. Wo so selektiv gemessen wird, darf man sich über kleine Zahlen nicht wundern.

Eine ähnliche Tendenz zur Verengung der Optik ist bei der Erhebung religiöser Erfahrung zu beobachten. Selbige wird in der KMU als „Spüren“ der „Gegenwart“ oder „Wirksamkeit“ Gottes, „spiritueller Kräfte“, „heiliger“ oder „dunkler“ „Mächte“ abgefragt. Wen sollte es wundern, dass sich nur Minderheiten solche Erfahrungen zuschreiben? Wer von den Leser:innen dieser Zeilen würde es tun? Die Bestimmungen heben auf ein quasi leibliches Erleben („Spüren“) manifester Wirkungen von übernatürlichen Kräften oder Mächten ab. Religiöse Erfahrung wird damit als geradezu archaisches Ausnahmeerlebnis gefasst – mit dem wenig überraschenden Resultat, dass sie unter modernen Bedingungen kaum noch vorkommt.

Sie ließe sich auch weniger handgreiflich beschreiben. Beispielsweise hegen Men-

geblieben und was womöglich in deformierter Gestalt erschienen ist?

Bei der Erhebung handelt es sich um eine nahezu unentwirrbare Komplexion von Mess-, Rechen- und Deutungsoperationen, bei der viele teils bewusste, teils wohl auch unbewusste Entscheidungen fallen, die das Endergebnis beeinflussen. Aber um die Resultate zu überprüfen, müsste man durchweg verstehen, welchen optischen „Brechungen“ der Beobachtungsgegenstand Religiosität im Gesamtprozess vom Entwurf des Fragebo-

sehen beim Anblick von Landschaften, beim Hören von Musik oder beim Betrachten von Gemälden Gefühle von Dankbarkeit oder Trost, von Ehrfurcht, Erhabenheit oder Heiligkeit, und manche würden solche seelischen Tiefenerlebnisse sogar als religiös oder spirituell qualifizieren. Aber „das Gefühl, eine heilige Macht zu spüren“? Das klingt für viele nach Schwärmerei oder Okkultismus.

Neben der religiösen Selbstpositionierung, Praxis und Erfahrung stehen schließlich Überzeugungen im Zentrum der Religionsdiagnose. Besondere Bedeutung kommt dabei der Aussage zu: „Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.“ Einzig anhand dieses Items wird eine spezifisch christliche Glaubensüberzeugung gemessen. Die Abschmelzung der Zustimmung auf 19 Prozent wird als Indiz für eine Krise des „tradierten christlichen Gottesglaubens“ eingestuft, welche wiederum als eine zentrale Ursache der derzeitigen Kirchenkrise gewertet wird.

Nun ist jener Gottesglaube tatsächlich spätestens seit dem Jahre 1800 in einer Dauerkrise. Nur die (ihrerseits krisengetriebene) Renaissance konservativer Kirchlichkeit in den 1950er-Jahren täuscht immer noch viele über diesen Sachverhalt hinweg. Die gesunkene Zustimmung zum fraglichen Item zeigt an, dass sich inzwischen die kritische Reserve gegenüber dem tradierten christlichen Theismus sehr weit ausgebreitet hat. Daher sieht sich nur noch ein Drittel der Kirchenmitglieder imstande, sich eine (noch dazu hoch abstrakte) Reformulierung christlicher Offenbarungstheologie umstandslos zu eigen zu machen.

Hand in Hand

Es ist eine der Schlüsselfragen der KMU-Interpretation, ob die darin zum Ausdruck kommende Distanz zum traditionellen Christentum tatsächlich mit einer Lösung der Kirchenverbundenheit „Hand in Hand geht“, wie es in der Broschüre heißt. Bestimmte Korrelationen mit anderen Items scheinen dies nahelegen. Ob eine solche Ablösung stattfindet, hängt aber wohl wesentlich davon ab, wie sehr es der kirchlichen Kommunikation gelingt, auch diese traditionsdistanzierten Menschen christlich-religiös anzusprechen.

Konzeptionen einer dafür geeigneten Theologie liegen vor. Theologen wie Fried-

rich Schleiermacher oder Paul Tillich waren etwa der Ansicht, dass ein Schwanken im Gottesbewusstsein für die christliche Religiosität unter modernen Bedingungen unumgänglich sei. Ein derartiges Christentum zeichnet sich dadurch aus, dass darin in bestimmten religiösen Akten eine „mo-

Dass quantitativ-empirische Religionsforschung nur die (Nicht-)Zustimmung erheben kann, ist ein Grundproblem.

mentane“ theistische Vorstellung aufgerufen wird, etwa im Augenblick des Gebets oder beim Singen eines Chorals, ohne dass sich das religiöse Subjekt zu einer entsprechenden Existenzaussage durchringen könnte, weil es auf der Ebene der Vernunft um den Anthropomorphismus und mithin um die Inadäquatheit jener Gottesvorstellung weiß.

Eine solch schwankende und allem Konfessorischen gegenüber zögerliche Frömmigkeit ist unter Kirchenmitgliedern heute offenkundig ganz normal. Weil sie die traditionellen Bekenntnissätze nicht ungebrochen bejahen können, dürften die Betroffenen in der KMU allenfalls unter den „Distanziert-Kirchlichen“ rangieren. Man kann nur hoffen, dass diese Verortung am Rande nicht selbst ihre Loslösung von der Kirche vorantreibt.

Es ist damit ein Grundproblem angesprochen, das der quantitativ-empirischen Religionsforschung von Hause aus anhaftet: Sie kann nur die (Nicht-)Zustimmung zu vorformulierten Aussagen erheben. Darin liegt aber eine Tendenz zur Überfixierung des Religiösen. Gemessen wird entsprechend Messbares, nämlich klar definierte Überzeugungen, Erfahrungen, Praktiken und Selbsteinschätzungen. Die Methode hat demnach unweigerlich eine Affinität zu einer bestimmten, bekennnishaften Auffassung von Religion. Andere Auffassungen, die das Gefühlhaft-Vage, Fluide und Schwankende religiöser Zustände oder auch die Amalgamierung der Religiosität mit anderen Kulturphänomenen (vor allem Ethos und Kunst) stärker mitberücksichtigen, werden ausgeschlossen. Auch darin liegt eine – besonders grundlegende – Perspektivverengung, die in der KMU-Auswertung zumindest reflektiert werden müsste.

Wer solche kritischen Einwände vorbringt, dem wird reflexhaft vorgeworfen, er verweigere sich aus „opportunistischen“

Gründen der „schonungslosen“ Anerkennung der empirischen Wirklichkeit. Darum sei zum Schluss herausgestrichen: Die hier vorgetragene Kritik stellt keineswegs rundweg den Befund eines fortschreitenden Schwundes an Religiosität infrage und erst recht nicht den Befund einer weit fortgeschrittenen Entkirchlichung in Deutschland. Es scheint nur manches für die bereits von Reiner Anselm, Kristin Merle und Uta Pohl-Patalong geäußerte Ansicht zu sprechen, dass das Bild der KMU von der „religiösen Großwetterlage“ in mancher Hinsicht überzeichnet ist, weil ihr Instrumentarium gewisse Dimensionen und Erscheinungsformen von Religion ausblendet. Für die KMU-Debatte folgt daraus, dass sie einen sachlichen und nachdenklichen Dialog über die Möglichkeiten und Grenzen quantitativer Religionserhebungen unbedingt miteinschließen sollte. ◀

Einen ausführlicheren Artikel des Autors zum Thema finden Sie in der aktuellen Zeitschrift für Religion und Weltanschauung, dem Materialdienst der EZW aus dem Nomos-Verlag.

ibo
Wir organisieren Zukunft.

ibo Branchentag
13. März 2024

Kirchen und Sozialwirtschaft

Nachhaltige Software und einfache Methoden für die Organisation Ihrer Verwaltung

Online-Veranstaltung zu

- Revision und Rechnungsprüfung
- Prozessmanagement
- Projektmanagement
- Personalbemessung
- Aufbauorganisation

www.ibo.de

Kostenfrei anmelden!

Heilsames Auseinandersetzen

Die Theologin Antonia Rumpf hat über das Fasten promoviert

In den Wochen vor Ostern fasten viele Menschen. Allerdings aus ganz verschiedenen Gründen. Diese hat die Theologin Antonia Rumpf, 31, in ihrer Dissertation „Wozu fasten?“ untersucht und ganz unterschiedliche Motive und Motivationen ausgemacht.

Das ich am Ende im Studium den Schwerpunkt Theologie hatte, war anfangs gar nicht ausgemacht. Ich stamme zwar aus einem recht kirchlichen Elternhaus und hatte wirklich einen tollen Religionsunterricht in der Oberstufe. Aber mindestens genauso hat mich Literatur interessiert. Insofern traf es sich gut, dass man an der Ruhr-Universität in Bochum sowieso zwei Fächer haben muss, wenn man ein geisteswissenschaftliches Bachelorstudium absolviert. Nachdem ich meinen Bachelor in Theologie und Literaturwissenschaft gemacht hatte, habe ich mich ganz für Theologie entschieden. Während des Magisterstudiums bin ich dann ein Jahr an die Universität Durham in England gegangen und habe dort den Master Religion and Society gemacht – eine gelungene, sehr interessante Mischung aus Theologie, Anthropologie und Soziologie.

Im Laufe des Studiums habe ich mich mehr und mehr auf die Praktische Theologie konzentriert, denn mich interessierte die Grundfrage, die man kurz so formulieren kann: Wie ereignet sich Religion in diesem ganzen Wirrwarr von gelebtem Leben? Schon meine Bachelorarbeit habe ich über das Fasten geschrieben, und schon damals fand ich es sehr spannend, dass Fasten erstmal per se gar nichts Kirchliches oder Christliches ist, sondern eine menschliche Kulturleistung, die seit Jahrtausenden religionsübergreifend zu beobachten ist. Zudem ist Fasten in der deutschen Gesellschaft ziemlich bekannt: Ein großer Teil der Deutschen hat schon einmal gefastet oder kann sich vorstellen, es einmal auszuprobieren. Aber überraschenderweise gab es zur theologischen Betrachtung des Fastens bisher sehr wenige Forschungsarbeiten.



Foto: dpa

Für die Arbeit an meiner Dissertation kam mir sehr zugute, dass meine Professorin Isolde Karle schon seit längerem mit dem Hamburger Verein „Andere Zeiten“ kooperierte. Der macht neben seiner Ak-

Es gibt auch Menschen, die in der Fastenzeit etwas hinzufügen.

tion „Der andere Advent“ ja auch eine Fastenaktion. „Andere Zeiten“ hat mir großzügig für drei Jahre eine Stelle finanziert, um die Dissertation zu schreiben. Das hat mich von anderen Arbeiten an der Uni

sehr entlastet. Fasten kann ja ganz unterschiedlich sein: Zum einen gibt es körperbetonte Praktiken mit totalem Verzicht auf Nahrung oder einzelne Nahrungsmittel, zum Beispiel Fleisch, Süßigkeiten oder Alkohol. Dann gibt es auch Fastenarten, die sind eher Lifestyle-orientiert in ihrer Verzichtsllogik: zum Beispiel Verzicht auf Plastik oder auf das Auto. Und es gibt auch Menschen, die gar nicht verzichten, sondern ihrem Alltag etwas hinzufügen, zum Beispiel jeden Tag in der Fastenzeit eine halbe Stunde in der Bibel lesen.

Es ist also ein weites Feld, das in Gänze zu erfassen nahezu unmöglich ist. Man kann nur Schneisen schlagen. Aber die ausführlichen Leitfadeninterviews, die ich

mit 17 Menschen geführt habe, ergaben reichlich Material, das ich in meiner Arbeit für eine qualitative Studie auswerte. Die Gespräche fanden teilweise in der Corona-Zeit statt, das war praktisch nicht ganz einfach, denn Interviews via Zoom oder Telefon sind natürlich nicht so schön wie von Angesicht zu Angesicht. Aber ich habe dank toller Befragter trotzdem sehr reichhaltiges, unterschiedliches Material gewinnen können.

Bei der Auswertung habe ich drei Muster herausarbeiten können, nach denen die von mir befragten Menschen ihr Fasten verstanden und praktizierten: Für manche ist die Auseinandersetzung mit Prinzipien ganz wichtig. Das heißt, sie bemühen sich, sie durch ihr Fasten in den sieben Wochen vor Ostern mal deutlich stärker umzusetzen, als sie es sonst im Alltag tun. Für andere ist ihr Fasten eine ganz intensive Selbsterfahrung. Das sind Menschen, die auch mal Sachen ausprobieren, die sie im Alltag nie machen würden. So hat mir eine Interviewpartnerin erzählt, dass sie normalerweise bewusst sehr fleischarm isst, aber in der Fastenzeit hat sie dann mal sieben Wochen Paleo-Diät gemacht, die ja sehr fleischlastig ist. Und in einem anderen Jahr hat sie sieben Wochen komplett auf Zucker

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

verzichtet. Drittens schließlich fand ich in meiner qualitativen Studie eine Gruppe, deren Angehörige beim Fasten ganz stark auf der Suche nach Beziehung sind. Bei denen spielten also Fastengruppen eine große Rolle. Aber es ging neben der Beziehung zu anderen Menschen durchaus auch um die Beziehung zu Gott. Die erleben diese Befragten während der Fastenzeit als intensiver und tiefer.

Generell habe ich bei allen meinen Gesprächen, so unterschiedlich sie im Einzelnen auch waren, erfahren, dass beim Fasten auch immer wieder Probleme bearbeitet werden, unter denen die Fastenden leiden. Zum Beispiel leiden sie darunter, dass sie eben oft im Alltag das nicht umgesetzt kriegen, was sie eigentlich für gut und richtig für sich oder für die Gesellschaft, ja für die Welt halten. Dass es mit der gesunden Ernährung nicht immer so klappt, wie sie es eigentlich wollen. Oder dass sie nicht genug Zeit für intensive Beziehungen haben. Deswegen ist es auch für die meisten eine gute, stärkende Erfahrung, wenn sie merken: „Ja doch, wenn ich mich mal sieben Wochen wirklich am Riemen reiße, dann schaffe ich das auch.“ Und diese Erfahrung von Selbstwirksamkeit hilft ihnen dann auch langfristig, damit umzugehen, dass es nicht immer

klappt. Insofern hat die Fastenzeit auch etwas sehr Gnädiges, weil das sieben Wochen sind, und die sind begrenzt. Nicht wie so ein Neujahrsvorsatz, der ja in eine offene, praktisch unendliche Zukunft gefasst wird.

Letztlich ist Fasten eine tätige Auseinandersetzung mit der menschlichen Fehlbarkeit und Verwundbarkeit. Darum kreist ja auch das Geschehen von Kreuz und Passion, und es gibt eine große Überschneidung zwischen Themen, die Menschen in die Fastenzeit mitbringen, und theologischen Themen, die in der Passionszeit und Ostern wichtig sind.

Insofern glaube ich, dass es in diesem Themenfeld auch ganz praktisch eine Menge Möglichkeiten für Gemeinden gibt, Gruppen oder Veranstaltungen anzubieten, in denen das Fasten, in welcher Weise auch immer, entdeckt werden kann: Wo finden wir diese Überschneidungen, und wo bringen wir sie zum Klingen? ◀

Die Dissertation von Antonia Rumpf „Wozu fasten? – Eine empirische Theologie moderner Fastenpraktiken in Deutschland“ ist 2023 im Verlag transcript in Bielefeld erschienen (238 Seiten, Euro 44,-).

Aufgezeichnet von Reinhard Mawick

Für Sie reingehört

Stachel mit Herz

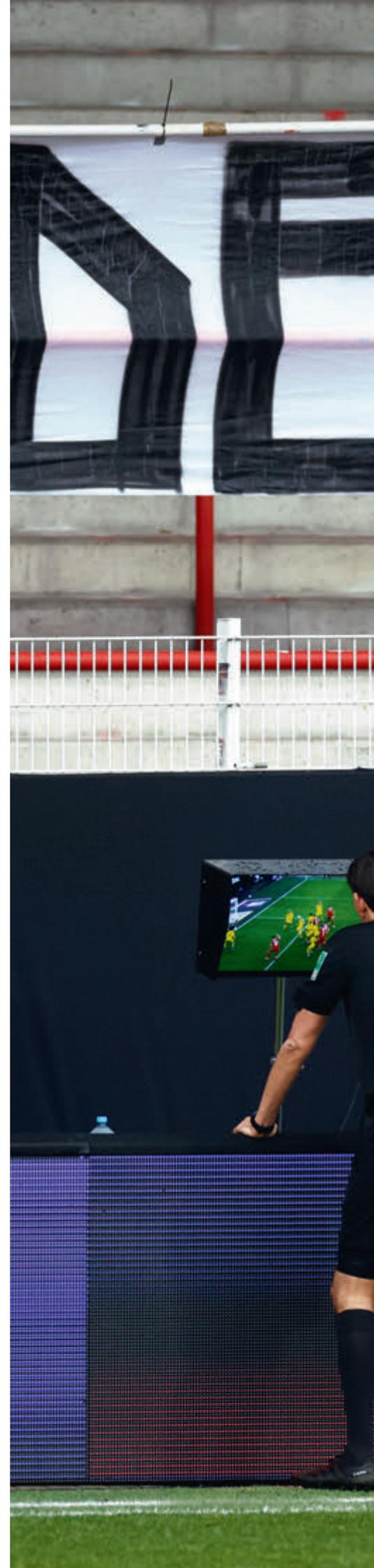
„Wir reden über Diskriminierung in der Kirche und träumen von einer Gemeinschaft für alle. Dazu legen wir den Stachel in die Wunde – mal mit weiteren Expert*innen und mal zu zweit, aber immer mit Herz.“ So lautet das Missionsstatement des Podcasts „Stachel mit Herz“, den Sarah Vecera und Thea Hummel in unregelmäßiger Folge, aber häufig mehrmals im Monat, erstellen. Die beiden Frauen sind Mitarbeiterinnen der Vereinten Evangelischen Mission (VEM). Ihre Gesprächsführung ist locker, aber dabei sehr empathisch, die Folgen dauern selten unter einer Stunde. Die erste Folge erschien am 30. Oktober 2020 zum Thema „Homosexualität in der Ökumene“. In der 63. Folge vom 1. Februar sprachen Hummel und Vecera mit Detlev Zander, einem der beiden Sprecher:innen der Betroffenenvertretung im Beteiligungsforum Sexualisierte Gewalt in der EKD, über die jüngst veröffentlichte Forum-Studie (siehe Seite 12). Sehr zu empfehlen!

Weitere Infos: unitedinmissionpodcast.podigee.io



Demut

Demut ist ein Begriff, der sehr unterschiedlich zu deuten ist: Er spielt im Christentum wie in fast allen Religionen eine zentrale Rolle. Im Christentum ist Demut sowohl mit einer besonderen Haltung als auch mit dem Wissen um die Grenzen und die Beschränktheit des Menschen verbunden. Was macht das Wesen der Demut aus? Wie lässt es sich beschreiben? Eine lohnende Frage – gerade in unserer Zeit, wo Demut offenbar wieder besonders wichtig genommen wird.





ECKHARD ZEMMRICH

Biblich begründet

Einst war die Demut ein zentraler Begriff in der christlichen Spiritualität. Über Wurzeln und Prägungen.

Seite 26

NAHAUFNAHMEN

Facettenreich

Was bedeutet Demut? Und was lehrt sie? Fünf prominente Menschen geben Auskunft.

Seite 29

JONAS PUCHTA

Ausgeliefertsein

Besondere Erfahrungen prägen das demütige Gewissen. Sie führen dazu, dass man sich selbst positioniert.

Seite 33

ELLEN UEBERSCHÄR

Nicht ducken

Warum in diesen Zeiten in der Kirche eine Führung mit Demut nottut.

Seite 36

INTERVIEW

Ruf zur Demut

Gespräch mit dem Astrophysiker Heino Falcke über seinen Glauben und das Jenseits in den Schwarzen Löchern.

Seite 39

Foto: dpa

Missverständnis und Missbrauch

Warum sich Demut nur im reflektierenden Rückblick identifizieren lässt

ECKHARD ZEMMRICH

In der jüdisch-christlichen Tradition lassen sich verschiedene theologische Traditionsstränge zum Verständnis und zur Einübung von Demut verfolgen. Einen Blick auf diesen theologischen Schlüsselbegriff wirft Eckhard Zemmrich, promovierter Systematiker und Privatdozent an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Demut ist ein theologischer Schlüsselbegriff jüdischer wie christlicher Glaubenstradition und -praxis. Gleichzeitig ist er immer wieder von Missverständnis und Missbrauch bedroht. Missverständnis, indem Demut einerseits mit Bescheidenheit verwechselt und andererseits als eigenständige Tugend beschrieben wird. Bedroht von Missbrauch, weil Demut zum einen immer wieder in den Dienst von Machtinteressen gestellt wurde, zum anderen aber als bewusste Selbstzurücknahme Ressentiments freisetzt, wie Friedrich Nietzsche treffend herausgearbeitet hat.

Was aber ist Demut stattdessen? Schauen wir zunächst auf das Wort selbst und seine Geschichte: Der heutige deutsche Begriff leitet sich von dem althochdeutschen Wort *diomuoti* her und bedeutet in einem sehr aktiven Sinne „Dienstmut“, „Gefolgstreue“. Damit wurde das lateinische Wort *humilitas* übersetzt, das von *humus*, also „Erde“ kommt und zunächst einfach „Niedrigkeit“ meint. In der lateinischen Bibelübersetzung wiederum steht dieses eine Wort für zwei Begriffe des griechischen Neuen Testaments, die sich der gemeinsamen Wurzel *tapeinós* – „niedrig“ – verdanken: Einmal *tapeinosis* – „Niedrigkeit“ – als Ausdruck für niedrigen sozialen Status wie im Magnificat Lukas 1,48: „Er hat die Niedrigkeit

Vertrauen in die Macht- und Gewaltlosigkeit.

seiner Magd angesehen.“ Zum anderen steht *humilitas* ebenso für *tapeinofrosyne* – was „Niedriggesinntheit“ bedeutet und im antiken griechischen Sprachgebrauch fast durchgängig abwertend gemeint war. Im biblisch-neutestamentlichen Kontext besitzt dieses Wort aber einen durchweg positiven Klang, und das hat mit der freiwilligen Niedrigkeit Jesu Christi zu tun, die dort für sein ganzes Leben reklamiert wird. Sie wird in den Evangelienzählungen wie denen von der Geburt im Stall, von der Fußwaschung und seiner Hinrichtung am Kreuz plastisch herausgearbeitet und im so genannten Philipperhymnus als Grundmotiv seines Erlösungswerks theologisch zusammengefasst: „Er, der in göttlicher Gestalt war,

„Der Eindruck der Endlosigkeit und Unbeweglichkeit der Wüste lässt die eigene Lebendigkeit zur Bedeutungslosigkeit schwinden: Demut vor der Gewalt der Natur.“ Unser Foto zeigt die Namib-Wüste Namibias.

... erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz“ (Philipper 2,6.8).

Dass der Messias seine heilende Kraft ausgerechnet in der Erniedrigung bis in die tiefste Tiefe hinein entfaltet, ist die Grundüberzeugung christlichen Glaubens. Sie ist aber keine Erfindung dieses Glaubens, sondern eine Interpretation des biblisch-jüdischen Gedankens vom armen, friedfertigen und sanftmütigen König. Er wird wie im Buch des Propheten Sacharja (Sacharja 9) nach dem Scheitern staatlicher Eigenständigkeit als Leitfigur eines neuen Israel prophezeit.

Freiwillige Niedrigkeit

Dieses Vertrauen in die Kraft der Macht- und Gewaltlosigkeit im herkömmlichen Sinne konnte Bedeutung gewinnen, weil Niedrigkeit in der hebräischen Bibel theologisch durchdrungen wurde: Die dafür gebrauchten Worte *ani* und *anaw* mit dem Bedeutungsspektrum „elend“, „arm“ und „niedrig“ samt ihren substantivierten Ableitungen bezeichnen eigentlich völlige materielle Besitz- und soziale Machtlosigkeit von Menschen. Tagelöhner, sozial Abgestiegene, Ausgegrenzte, Rechtlose – es waren diese Macht- und

Foto: dpa



Bedeutungslosesten, für die nach altorientalischer Königsideologie der König als Mächtigster und Bedeutendster in einer Gesellschaft entstehen musste. Diese Rolle kommt im biblischen Sprachgebrauch letztlich nur Gott zu, und Menschen, die nichts Eigenes mehr vorweisen können, die sich als hilf- und machtlos, kurz als elend erleben, sie rufen ihn mit Hinweis darauf um Hilfe an.

In den Psalmen taucht dieses Elends-Motiv als Gebetsgrund besonders häufig auf, und in Verbindung mit der Anrufung Gottes erhält es dann auch die Bedeutung von Frömmigkeit: Der oder die Elenden, sie sind die Frommen, denn sie als die Schwachen verlassen sich ganz auf die Stärke Gottes. So werden aus den Elenden die Demütigen. In den exilischen und nachexilischen Schriften, also unter dem kollektiven Eindruck des Verlustes von staatlicher Macht und Souveränität, wird diese religiöse Aufladung und Umformung des Elendsmotivs verstärkt und zu einem neuen, nachgerade dialektischen Machtideal verdichtet, das sich als Demut (*anawab*) versteht: Der Mächtigste ist der Demütige, der sich ganz auf Gott statt auf seine eigene Stärke verlässt. Die Vision des künftigen Herrschers bei Sacharja schmückt dieses Motiv aus: Er ist arm, und statt auf dem Schlachtross reitet der Herrscher auf einem Esel (Sacharja 9,9).

Jesus setzt diese Demutsassoziationen einer neuen Herrschaft dann bewusst in Szene, etwa beim so genannten Heilandsruf Matthäus 11,28–30 oder beim Einzug in Jerusalem. Er gibt sie aber auch an seine Nachfolgerinnen und Nachfolger weiter, wenn er einfordert (Markus 10,42–44): „Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein.“

Damit wird die Gestaltung christlicher Gemeinschaft programmatisch unter das Demutsideal gestellt, ganz so, wie es die Einleitung in den bereits erwähnten Philipperhymnus formuliert (Philipp 2,3–5): „Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient. Seid so unter euch gesinnt, wie es der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht.“

In der christlichen Tradition lassen sich dann verschiedene theologische Traditionsstränge zu Verständnis und Einübung von Demut verfolgen. Gemeinsam ist ihnen lange Zeit, dass sie Demut als eigene Tugend auffassen, also als eine Haltung menschlicher Vollkommenheit, die durch beharrliche Übung erlangt und gefestigt

„Der Mächtigste ist der Demütige, der sich ganz auf Gott statt auf seine eigene Stärke verlässt.“

werden kann. Es ist jedoch genau dieses Verständnis von Demut als einer eigenständigen, erstrebenswerten Tugend, die hochmütiger und heuchlerischer Demut mit ihrem Missverständnis und Missbrauch Vorschub leisten kann, weil sie in einen Teufelskreis führt: Der Tugendhafte freut sich über seine Tugend, darf zu Recht stolz darauf sein. Wer jedoch stolz auf seine Demut ist, ist nicht demütig, sondern hochmütig. Damit wird Demut zur nahezu unerfüllbaren Forderung – und diese Forderung zu einem probaten Mittel, um Menschen in Schuldbewusstsein zu halten und sie zu geheuchelter Demonstration echter Demut zu bringen.

Doch sind solche oft entstandenen Abwege und Deformationen nicht die einzige Möglichkeit zum Verständnis von Demut in jüdi-



scher und christlicher Tradition: Der biblische Gebrauch legt nämlich eine Auffassung nahe, die dem Alltagssprachlichen Gebrauch des Wortes in seinem Grundverständnis gut entspricht. Wie auch in anderen Beiträgen dieses Heftschwerpunktes gezeigt wird, wird in solchem normalsprachlichen Gebrauch mit Demut oft etwas bezeichnet, das nicht eingeübt und zur Haltung verfestigt werden muss, sondern das sich jeweils von selbst einstellt als spontane Reaktion auf eine entgrenzende Erfahrung, die normale Maßstäbe zunichte macht. So tauchte der Begriff Demut während der Zeit der Covid-19-Pandemie verstärkt in Medienbeiträgen und Reflexionen darauf auf. Vor allem durch die verstörenden Nachrichten und Bilder aus Italien, Großbritannien und so vielen anderen Ländern, aber auch durch die gespenstische Stilllegung des öffentlichen Lebens, die alle betraf, wurde erschreckend deutlich, wie für die meisten

Demut vor der Herrschaft von Krankheit muss nicht eingeübt werden.

bis dahin unvorstellbar mächtig und unberechenbar bedrohlich ein potenziell tödlicher Krankheitserreger sein kann. Und wie bis dahin unvorstellbar hilflos dagegen menschliches Bemühen. Demut vor der Herrschaft von Krankheit und Tod – das musste nicht eingeübt werden, das ergab sich als unwillkürliche Reaktion auf diese Herrschaft von selbst.

Ähnlich verhält es sich, wenn wir Naturgewalten erleben, starke Stürme, heftige Gewitter, Vulkanausbrüche. Oder eine Wüste, wie es ein Zeitungsbeitrag einmal aufzeigte: Über dem Bild eines verbeulten und ausgebrannten Autowracks neben endloser, schnurgerader Wüsten-Landstraße in Chile titelte ein Reiseartikel aus der Berliner Zeitung vom 10./11. Februar 2001: „2000 Kilometer auf der Panamericana: Von Santiago in die Atacama-Wüste, die selbst Autofahrer zur Demut erzieht.“ Darin wurde beschrieben, wie endlose Weite die Maßstäbe verändert: „Die Wüste erzieht zur Demut. Sogar die Autofahrer verhalten sich anders. Niemand rast. Niemand missachtet die rostigen Stopp-Schilder an den Bahnübergängen, obwohl auf vielen Gleisen gar keine Züge mehr verkehren. Und niemand wirft seinen Müll einfach aus dem Fenster. Selbst für kleine, rote Dosen gibt es kein Versteck. Ein seltsamer Reflex des Menschen wird in der Wüste offenbar: sich ungern bemerkbar zu machen. Jeder Fußabdruck: eine Peinlichkeit. Jedes laute Wort: ein Tumult. Das ganze Leben: Schleichen und Flüstern.“

Eigene Gefühlsqualität

Der Eindruck der Endlosigkeit und Unbeweglichkeit der Wüste lässt die eigene Lebendigkeit zur Bedeutungslosigkeit schwinden, der entsprechend man sich leise, vorsichtig und unauffällig verhält: Demut vor der Gewalt der Natur. – Vergleichbares ließe sich angesichts der komplexen Eigendynamik von geschichtlichen Ereignissen wie etwa von Kriegen sagen, deren entfesselte Macht auch das Handeln der Einflussreichsten zu nicht ausschlaggebenden Beiträgen schrumpfen lässt – angesichts der ungeheuren Fülle und globalen Vernetzung von Kräften und Gegenkräften, die Geschichte gestalten.

Eine eigene Gefühlsqualität scheint also für echte, ungeheurchelte Demut typisch. Sie ergibt sich aus dem Eindruck einer Größe, die unsere Wahrnehmungsfähigkeit, unser Fassungsvermögen, unsere Einflussnahme übersteigt, und bei deren Innwerden sich

die Sicht auf das eigene Leben, die Maßstäbe zur Beurteilung des Eigenen verändern: Werden die Maßstäbe dem unheimlich Bedrohlichen, dem unfasslich Großen, dem unüberschaubar Vernetzten abgenommen, so verschiebt sie die Eigenwahrnehmung ins nahezu gänzliche Ausgeliefertsein, ins nahezu unendlich Kleine, ins nahezu Bedeutungslose.

Eine solche relationale Bestimmung von Demut, ihre Abhängigkeit von einer „Über-Größe“ und damit die Sprengung gewohnter Maßstäbe, lässt sich auch im biblischen Gebrauch finden und hat in der christlich-theologischen Tradition ihre Spuren hinterlassen: Demut kann als Reaktion des Menschen auf die Erfahrungen der Gottesbeziehung im Glauben, im zwischenmenschlichen Bezug in Liebe und in der Geborgenheit gemeinschaftlicher Lebenswirklichkeit in Hoffnung bestimmt werden.

Demut als Glaubensdemut ist dann der der Gotteserkenntnis im Glauben entsprechende Selbstbezug in der Erkenntnis eigener radikaler Fehlbarkeit. Diese Dimension ist vor allem von Augustinus (354–430) und in der an seine Theologie anschließenden monchischen Tradition entfaltet worden. Sie hat dann in der Bußtheologie Martin Luthers (1483–1546) eine Ausarbeitung erfahren, die die Aporie verdienstlich-tugendhafter Demut durch Einbettung in die paulinische Lehre von der Rechtfertigung aus Glauben überwinden konnte.

Demut als Liebesdemut ist die der vorbehaltlosen Zuwendung zum Anderen entsprechende Selbstvergessenheit, wie sie sich ausgehend von theologischen Aussagen besonders der neutestamentlichen Evangelien in Diakonie und zwischenmenschlichem Liebesdienst entfaltet hat, und wie sie auch im deutschen Begriff der Demut als „Dienstmut“ anklängt.

Hinterlassene Spuren

Schließlich ist Demut als Hoffnungsdemut die der verlässlichen – in all ihrer Vorläufigkeit doch auf Vollendung ausgerichteten – christlichen Gemeinschaftserfahrung entspringende Freiheit zur Selbstrelativierung. Die lässt sich allerdings nicht einfordern, denn Menschen brauchen die Sicherheit, dass sie nicht ausgenutzt werden, wenn sie sich selbst zurücknehmen sollen. Es braucht einen Schutzraum der Wechselseitigkeit einer Selbstzurücknahme, die diese erst möglich macht, und die, wie der Philipperhymnus es annahmt, unter Christusgläubigen aufgrund ihrer gemeinsamen Hoffnung gelebt werden soll („... achte einer den andern höher als sich selbst“). Diese letzte Demuts-Dimension ist allerdings in der theologischen Tradition bislang kaum entfaltet worden.

Demut sollte darum von Bescheidenheit klar unterschieden werden. Denn Bescheidenheit wahrt das rechte eigene Maß anderen gegenüber und ordnet sich bewusst ein und unter. Demut dagegen ist, so ein Luther zugeschriebener Ausspruch, das Auge, das alles sieht, nur nicht sich selbst. Sie lässt sich nicht im unwillkürlichen, relationalen Vollzug, sondern nur im reflektierenden Rückblick als Demut identifizieren. In solcher Reflexion wird sie dann aber auch zum Schlüsselbegriff für die Größen, von denen sie abhängt: Sie wird zum Hinweis auf die im tatsächlichen Erleben so oft verschüttete und der Wahrnehmung entzogene Kraft und Vollkommenheit der Wirklichkeit, die als göttliche Wirklichkeit bezeichnet wird. Und die durch Glaube, Liebe und Hoffnung auf Gerechtigkeit und Frieden in unsere Lebenswirklichkeit hineinwirkt und sie verändert. ◀

Was mich Demut lehrt

Fünf Prominente geben Auskunft

Freiheit von uns selbst

Der evangelische Theologe Fulbert Steffensky (90) mahnt, sich vom verblendeten und in sich selbst verkrümmten Ich zu reinigen.

Seit es die menschliche Sprache gibt, haben wir es mit geschändeten Wörtern zu tun. Das Wort Demut gehört dazu. Es geht darum, es zu reinigen, nicht darum, es zu beseitigen.

Gibt es eine Humanität, gibt es eine Stärke des Menschen, gibt es einen Weg zur Wahrheit und zu Gott, der ohne Entsagung, ohne Bändigung oder gar Verleugnung des korrupten Ich auskommt, also ohne Demut? Kann man sein Leben finden, ohne es zu verlieren (Lukas 9,24)? Gibt es eine Autonomie ohne Selbstaufgabe, ohne Gehorsam, ohne Demut?

Das isolierte und in sich selbst verfangene Ich mit seinen korrupten Wünschen und Interessen ist nicht der Ort der Freiheit. Es ist der Kerker, aus dem sich der Mensch befreien muss. Man findet sich, indem man sich verlässt. Der Geist der Selbstentledigung ist messerscharf, und er hat viele bis in die Seele oder bis in die Seelenlosigkeit verletzt. Aber gibt es überhaupt eine große Wahrheit, die nicht zugleich gefährlich und missbrauchbar ist?

Jede große Idee ist streng. Das Problem: Man könnte die Strenge für die Idee selber halten. Man kann sich nicht selbst genügen. Man kann sich nicht in sich selbst finden und bergen. Alle großen spirituellen Entwürfe kennen den Weg der Selbstenteignung. Freigeister sind nicht in sich selbst frei. Sie werden zu freien Geistern, indem sie nicht auf sich bestehen. Erst dann werden sie fähig, die Stimme der Toten zu hören, die Stimme der lebenden Geschwister, die Stimme der Natur und die Stimme Gottes. Man darf sich nicht gewissenlos irgendeiner Autorität unterwerfen. Man darf sich aber auch nicht gewissenlos sich selbst und dem eigenen Ich unterwerfen. Gehorsam und Demut heißen, sich dem eigenen falschen Bewusstsein entwenden, wenn man so will: sich verleugnen. Es heißt, sich treffen und beunruhigen lassen von Wahrheiten, die größer sind als unsere eigene. Wir sind nicht nur wir selbst, und wir werden uns nicht finden, wenn wir uns nur in uns selbst suchen. Freiheit besteht auch in der Freiheit von uns selbst. In meiner Jugend, in einer Welt, in der uns das Ich, das eigene Gewissen und die eigenen Entscheidungen von außen diktiert waren, haben wir dafür gekämpft, uns selbst finden und Ich sagen zu dürfen. Das war ein unerlässlicher Kampf. Heute aber verlangen wir die Freiheit, mehr sein zu dürfen als nur unser dürftiges Ich. Das aber geht nicht ohne den Weg der Reinigung von dem verblendeten und in sich selbst verkrümmten Ich. Es geht also nicht um weniger, sondern um mehr Freiheit. Man darf weder



Foto: Olaf Ballnus

in Autoritäten ersticken noch in sich selbst. Authentisch ist nicht, wer nur sich selbst kennt, verfolgt, liebt und sucht. Authentisch ist und sich finden wird, wer nicht darauf besteht, authentisch zu sein; wer vielmehr von sich absieht und den Geist nicht nur bei sich selbst vermutet; authentisch ist, wer fähig ist, das besitzergreifende Ego zu entmachten.

Ein notwendiger Nachsatz beim Thema Demut: Man kann nicht nur falsch predigen, man kann auch den Falschen predigen.

FULBERT STEFFENSKY

Blick in die Geschichte

Die SPD-Politikerin Kerstin Griese (57) berichtet über einen persönlichen Moment der Demut und darüber, warum Demut in der Politik selten ist.

Auf dem Weg zur Fraktionssitzung gehe ich im Reichstagsgebäude an den Namen der 94 sozialdemokratischen Abgeordneten vorbei, die am 23. März 1933 als einzige gegen das Ermächtigungsgesetz der Nationalsozialisten gestimmt haben. Wie viel Mut brauchte man 1933, um für Freiheit und Demokratie einzustehen? Es erfüllt mich mit Demut, in der Tradition dieser Abgeordneten zu stehen, und mit Stolz, dass in unserer Demokratie jede und jeder die eigene Meinung (und manchmal sogar

„Demut bedeutet, sich der Verantwortung der Aufgabe bewusst zu sein.“

jeden Unsinn) frei äußern kann. Das ist ein Grundrecht, für das ich immer eintreten werde, demütig angesichts der Geschichte, entschlossen angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen.

Die Demut, ein feminines Substantiv, sagt der Duden, enthält auch den Mut – warum der männlich ist, weiß ich nicht –, den man



oft braucht, um Demut überhaupt zeigen zu können: um eben nicht mit stolzeschwellter Brust und machomäßig à la Trump aufzutreten. Demut bedeutet auch, sich der Verantwortung der Aufgabe bewusst zu sein. Manchen wünschte man mehr Demut in der Politik, denn es geht doch darum, dem Wohl der Menschen zu dienen.

Wenn manche fordern, der da oben sollte mal „auf den Tisch hauen“, denke ich oft daran, wie viel mehr Mut und damit Demut es erfordert, nicht „basta“ dazu zu sagen, sondern tage- und nächtelang um Kompromisse zu ringen. Der Kompromiss ist das

Es erfordert viel Mut, tage- und nächtelang um Kompromisse zu ringen.

wahrscheinlich meist unterschätzte Instrument unserer Demokratie. Er ist nötig, um zu guten Lösungen zu kommen. Wir brauchen mehr Mut zu Kompromissen, die bedeuten, dass man eben nicht auf hundert Prozent der eigenen Positionen beharren darf.

Demut in der Politik ist selten. Schließlich erwarten viele Bürgerinnen und Bürger Stärke, Gewissheit und – in diesen Zeiten so wichtig – Zuversicht. Dabei muss das kein Widerspruch sein. Der Blick in die Geschichte oder das Engagement von Menschen, die mit so viel mehr Hindernissen zu kämpfen haben, macht uns demütig und stimmt uns gleichzeitig zuversichtlich.

Ein ganz persönlicher Moment der Demut war für mich der überraschende Verlust des Bundestagsmandates 2009. Aus dieser Niederlage habe ich mehr gelernt als aus vielen Erfolgen. Viele Menschen haben sich gemeldet, mich getröstet und sich für meine Arbeit bedankt. Das hat mich nicht nur sehr gefreut, sondern auch demütig gemacht und mir schlussendlich den Mut gegeben, weiterzumachen.

Was mir aber auch noch wichtig ist: Demut von Politikerinnen und Politikern zu erwarten, heißt nicht, sie demütigen zu dürfen. Wir wissen von vielen Bürgermeisterinnen, Bürgermeistern und Abgeordneten, die verunglimpft und bedroht werden. Hass und Hetze zerstören das demokratische Engagement. Das darf nicht sein. Wer Demut von denen erwartet, die sich, demokratisch legitimiert, für unser aller Wohl engagieren, sollte ihren Einsatz mindestens mit Respekt, vielleicht sogar mit einer Prise Demut wertschätzen.

KERSTIN GRIESE

Kampf gegen Negativklischees

Der EKD-Kulturbeauftragte Johann Hinrich Claussen (59) will versuchen, seine alltäglichen Beschämungserfahrungen als Demutsübungen zu verstehen und zu nutzen.

Als evangelischer Theologe hat man reichlich Gelegenheit, Demut einzuüben. Es gehört zu den ungeschriebenen Passagen der Arbeitsplatzbeschreibung eines Pastors, dass man immer auch ein bisschen belächelt, bspöttelt und manchmal sogar verachtet und angefeindet wird. Das zeigt sich in alltäglichen Begegnungen mit Fremden, die die Augenbrauen hochziehen, wenn man seinen Beruf preisgibt. Oder in Diskussionen mit erregten Menschen, in denen man sich für die Kreuzzüge, Luthers Judenfeindlichkeit und die Missionsgeschichte rechtfertigen soll. Oder in dem standardisierten Gerede der Medien über den Niedergang der evangelischen Kirche. Oder, nun aber deutlich zugespitzter, im Kirchen-Bashing hartrechter Empörungspublizisten und Politiker. Stets muss man sich fragen, was man eigentlich noch bedeutet oder bedeuten kann.

Aber ich will nicht jammern. Anderen geht es nicht besser. Man frage nur nach bei Politikern, Journalistinnen, Versicherungsleuten, Bauern, Lehrerinnen, der Polizei, Bankangestellten. Es scheint in Deutschland gar keine Berufsgruppe mehr zu geben, die sich nicht darüber beklagen würde, dass sie nicht gesehen und gehört, nicht wertgeschätzt und anerkannt wird. Alle kämpfen sich an Negativklischees ab, die ihnen angeheftet werden. Das dürfte einer der Gründe für die grassierende Erregtheit und Verrohtheit öffentlicher Diskurse sein. Alle fühlen sich ungerecht behandelt. Allerdings scheint sich kaum jemand größere Mühe damit zu geben, anderen gerecht zu werden.



Deshalb möchte ich versuchen, meine alltäglichen Beschämungserfahrungen als Demutsübungen zu verstehen und zu nutzen. Ganz im Sinne von Römer 8,28: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Damit Beschämung zu etwas gut sein kann, muss man sie annehmen oder zumindest einen Sinn-Kern in ihr zu entdecken versuchen. So kann man auch in ungerechten Vorwürfen ein Körnchen Wahrheit entdecken und sich dann fragen: Ist meine Botschaft glaubwürdig? Werde ich meinem Auftrag gerecht? Oder bin ich auf einem falschen Weg und sollte umkehren? Wenn man solche Fragen ernst nimmt, kann man sogar eine Anfeindung in etwas Sinnvolles verwandeln.

Wer nicht bei einer Beschämung gleich in die Gegenaggression geht und den Beschämenden zurück beschämt, mag Demut lernen. Das wäre eine heilsame Erfahrung. Denn was ist Demut? Eine Freundin hat es mir vor Jahren so gesagt: „Demut ist, wenn man sich klein fühlt, ohne sich zu schämen.“ In der Demut nehme ich Abschied von allzu großen und leuchtenden Selbstbildern und nehme meine Grenzen, Schwächen und Fehler an. So kann ich mir selbst gerecht werden und zugleich anderen fair begegnen. Zudem überwindet die Demut die Scham. Denn während ich mich in der Beschämung mit den Augen anderer betrachte, schaue ich mich in der Demut selbst an – so, wie ich halt bin. Manchmal gelingt es mir sogar, mich dabei aus der Perspektive Gottes anzuschauen: als einen kleinen, fehlerhaften Menschen, dem aber eine Würde und eine Bestimmung geschenkt wurden.

JOHANN HINRICH CLAUSSEN



Foto: privat

Eine verliehene Macht

Die Schriftstellerin Sibylle Knauss (79) benutzt lieber Begriffe wie Bescheidenheit oder Zurückhaltung statt Demut.

Demut – wann habe ich das Wort zuletzt benutzt? Würde ich es zur Selbstcharakterisierung verwenden? Nein. Zur Beschreibung des Verhaltens anderer Menschen? Auf keinen Fall. Weder im positiven noch negativen Sinn. Als ethisches Werturteil? Sicher nicht. Habe ich überhaupt Verwendung für das Wort? Außerhalb von Zitaten oder ironisierenden Kontexten: kaum. Die semantisch benachbarten Begriffe bieten sich mir für den Gebrauch – sowohl schriftlich als auch mündlich – eher an: Bescheidenheit oder Zurückhaltung. Muss es gleich Demut sein, ein Wort, das schwer vom Gewicht seiner Bedeutungsgeschichte ist und seine Herkunft aus der religiösen Sphäre nicht verleugnen kann? Würden heutige junge Menschen es verwenden? Nein, sagt die 15-jährige Emma. Sie ordnet es ganz klar der religiösen Sphäre zu.

Umso erstaunlicher, dass es im politischen Raum immer wieder begegnet. Menschen, die mit aller Kraft (und vielleicht einigen Trickereien) ein Amt erreicht haben, das mit Macht ausgestattet ist, halten sich etwas auf die Demut zugute, mit der sie es ausüben wollen. Ist das nur Heuchelei? Obwohl ich nie Bundeskanzlerin gewesen bin und auch sonst keine Machtposition innehatte, stelle

ich mir den Morgen nach einer gewonnenen Wahl oder Ernennung vor: Die Person wacht auf, sie hat nur kurz und schlecht geschlafen, und plötzlich steht es ihr in aller Klarheit vor Augen: Ich bin Präsident/Direktor/Ministerin/Preisträgerin ... Und dann ist da dieser Abgrund des Erschreckens. Kann ich das? Bin ich gut genug? Eine Zeit höchster Beanspruchung, schwierigster Probleme steht bevor. Hochgefühl und Versagensangst gleichzeitig. Kennen sie das, die Politiker und Karrieristen im Finanz- und Wirtschaftsleben? Haben sie erfahren, dass die Hochgefühle kurz und die Ängste von Dauer sind? Wollen sie das mit dem Begriff Demut ausdrücken? In einer Zeit zunehmender Säkularisierung sei ihnen das zugestanden. Er führt nämlich einen Hauch von Bewusstsein mit sich, dass die Macht, die ein Mensch über andere

Die, die von der Demut sprechen, haben oft nicht einmal Bescheidenheit in ihrem Verhaltensrepertoire.

hat, eine verliehene Macht ist, von oben hergegeben, wie Jesus zu Pilatus sagt (Johannes 19,11). Das muss nicht jeder im biblischen Sinne glauben. Doch ohne dieses Bewusstsein ist die Rede von Demut nichts als hohle Phrase, peinlich, deplatziert. Es genügt, wenn wir den Chefs dieser Welt mit Respekt begegnen, und sie sollten auch nichts anderes von uns erwarten. Wer mehr erwartet, verdient unser Misstrauen. In der Regel haben die, die gerade noch vollmundig von der Demut sprechen, mit der sie ihr Amt ausüben wollen, nicht einmal ein wenig Bescheidenheit in ihrem Verhaltensrepertoire. Mir persönlich genügt sie. Es muss nicht gleich Demut sein. Und das Alter, das ich mittlerweile erreicht habe, ist eine gute Schule dafür. Ich mache Fortschritte. In aller Bescheidenheit sei das gesagt.

SIBYLLE KNAUSS

Vorsicht mit mir

Für den Schriftsteller Christian Lehnert (54) ist ein Wort lebendig, wo es Erfahrungen bewahrt. Zwei Einträge.

Ein Wort ist dort lebendig, wo es Erfahrungen birgt, die sich in das Wort oftmals nur so sperrig fügen wie ein Traum in seine Nacherzählung. Mein inneres Wörterbuch verzeichnet unter dem Stichwort „Demut“ zwei sehr verschiedene Eindrücke:

DEMUT, f. (ahd. deomuoti)

Erster Eintrag: An einem Herbsttag entdeckte ich eine kraftlos umherkrabbelnde Florfliege auf dem Fensterbrett. Sie war hinter dem Glas gefangen, schleppte sich über ein Blatt Papier, und ich hob das türkisgrün schimmernde Insekt, ein Luftblättchen, etwas wie feinstes durchädertes Glas, auf meine Hand und trug es vorsichtig hinaus ins Freie. Im Gehen bewunderte ich die verhaltene Schönheit dieses Geschöpfes.

Aber ich hatte vergessen, dass ich mir die Hände eingecremt hatte. Nun war ein Flügelchen im Fett verklebt, steckte fest in zäher Schmiere. Das Tierchen wand und krümmte sich, und die hauchdünne Membran riss vom Rand her auf. Die Florfliege konnte sich immer noch nicht lösen, war in meine Cremefalle geraten, flatterte, zerterte. Ich wurde nervös, versuchte, ihr mit einem Holzspan her-



Foto: picture alliance

auszuhelfen – aber da zerteilte ich den Flügel ganz, und sie kreiste halbiert auf meinem Handballen. Auch ein Bein klebte nun fest. Ich schnipste das Insekt verwirrt mit dem Finger fort und rieb mir seine Reste von der Hand.

Ich stand vor der Tür im Leeren, starrte minutenlang vor mich hin: Wer bin ich, der ich retten will und bringe den Tod? Worauf vertraue ich, wenn ich auf mich setze und meine höhere Einsicht in Zusammenhänge und mein gutes Wirken? Wenn schon im Kleinsten das Gegenteil entsteht, das Verderben? Wie kläglich ist meine Autonomie! Das Unscheinbare hält mir den Spiegel vor: Es ist etwas an mir, dem man nicht trauen kann. Vorsicht mit mir selbst!

Zweiter Eintrag: Der schneeverwehte Gebirgskamm lag im Nebel. Eine weiße Wölbung hob sich auf eine diffuse Grenze zu. Dort dunkelte sie ein und verschwamm ins Grau. Was ich sah, enthielt keine Raumdimension. Wenige schnellziehende Wolken-schatten – schon verschwunden. Aber eine enorme Kraft lag dort im Unsichtbaren, in dem Schneefeld ... Es half nichts. Indem ich mich nicht mehr verstand, indem ich aufgegeben hatte, was mich bis eben beschäftigte, indem ich das Nebelnichts sah, fiel ich auf die Knie. Ich hatte nichts mehr entgegenzuhalten, keine Architektur der Seele. Mich hatte etwas berührt, wofür „ich selbst“ nicht mehr zuständig war. Es durchschlug das, was ich noch als „mich selbst“ bezeichnen könnte. Eine Öffnung, radikal Offenes und Abgrund, ein Ganzes ... Ich breche ab, dazu ist nichts zu sagen, was ich sagen könnte. Manchmal gerate ich im Gebet in das Gefühl, wie die Worte und Bitten und auch alle inneren Bilder starr wie Eisflächen liegen, die doch untergründig eine gewaltige Strömung verbergen. Demütig muss ich sagen: Diese Strömung ist mir unerreichbar, solange ich es bin. Jedes Gebet ist Trauer um seine Unmöglichkeit, die es rituell verbirgt.

Was mache ich nun mit den beiden Einträgen? Immerhin bilden sie ein Intervall: Demut ist ein Verlust und weist auf eine tiefere Dimension meiner selbst. Demut ist radikalisierte Selbstzweifel und Öffnung über sich hinaus. Wohin? Das ist eine Frage, die dem Demütigen nicht zusteht. Dieser antwortet auf das, was ihm widerfährt, in sich und von außen – und so bleibt er immer ein Fremder. Dort aber, in der Fremde, findet er sein Eigenes.

CHRISTIAN LEHNERT

Nächstenliebe – das Herz christlicher Ethik



€ 20,00 | ISBN 978-3-451-39726-4

Mit einem Geleitwort von Ulrich Lillie

HERDER

„Es geht ein Übergroßes vor“

Warum man sich angesichts mancher Erfahrungen nur gewissenhaft bescheiden kann

JONAS PUCHTA

Menschen machen in ihrem Leben besondere Erfahrungen, die ihr Gewissen nachhaltig beeinflussen. Diese wirken sich langfristig auf ihre Selbstverortung aus und begründen ein demütiges Verhalten. Diese These vertritt Jonas Puchta, Philosoph an der Universität Rostock. Er umreißt ein philosophisch motiviertes Konzept von Demut.

Das die Demut dem Begriff nach gegenwärtig wieder in der Öffentlichkeit an Relevanz gewinnt, muss eigentlich verwundern. Genauso wie ein Politiker mittlerweile demütig ein Wahlergebnis annimmt, geht ein Fußballtrainer mit Demut in die nächste Bundesligapartie, und auch zahlreiche Publikationen zeugen davon, dass die Unternehmensführung in dieser Haltung einen Schlüssel zum Erfolg sieht. Liegt der Soziologe Andreas Reckwitz richtig, dann widerspricht ein solches Verhalten eigentlich den Anforderungen einer spätmodernen Kultur. In einer „Gesellschaft der Singularitäten“ erfährt das Einzigartige, Besondere oder Unvergleichbare eine Aufwertung, und wer dieser Logik entsprechen möchte, ist auf permanente Selbstbehauptung und Sichtbarkeit angewiesen. Ausgerechnet die Demut empfiehlt dem Menschen dagegen traditionellerweise die Zurücknahme, die freiwillige Selbstbeschränkung, das Eingeständnis in die eigene Niedrigkeit oder kurz: den letzten Platz einzunehmen. Unvergleichbarkeit durch Unterwürfigkeit – vor diesem Hintergrund muss das gegenwärtige Erstarken dieses Begriffes äußerst verdächtig erscheinen.

Foto: Hans-Jürgen Krackher



Unvergleichbarkeit durch Unterwürfigkeit

Dieses Unbehagen haben bereits einflussreiche Philosophen der Neuzeit vorweggenommen. Ludwig Feuerbach, Karl Marx, Max Stirner oder Friedrich Nietzsche haben die christliche Demut einer schonungslosen Kritik unterzogen. Erstens galt sie als eine Haltung der bedingungslosen Knechtschaft, die zugunsten der Macht von Staat und Kirche die Ohnmacht des Individuums kultiviert. Dafür habe der Demütige zweitens eine peinlich genaue Kontrolle seiner Wünsche, Begierden und Gefühle unternommen, um zum Beispiel im Zusammenhang mit Themen wie Essen, Sexualität oder Tod ein sündhaftes oder sittenloses Leben zu vermeiden. Der dritte und sicher aktuellste Vorwurf sah in der Demut einen „umgekehrten Hochmut“ verwirklicht: Der Gläubige soll sich nur dem Anschein nach als niedrig, schwach oder gering inszenieren, aber sich eigentlich durch dieses Verhalten eine Aufwertung vor Gott oder seinen Mitmenschen versprechen. Die Worte Jesu „Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden“ (Lukas 18,14) hat Nietzsche als Aus-

„Der Demütige bekennt sich bereitwillig zu seiner Machtlosigkeit, Begrenztheit und Abhängigkeit.“

druck einer „Umwertung der Werte“ verstanden, durch welche sich die Schwachen, Unterdrückten oder Demütigen einen nützlichen und obendrein weltlichen Vorteil verschaffen. Nietzsche, der diesen „Sklavenaufstand“ in der Moral entdeckt haben will, „verbessert“ deshalb nicht ohne Verärgerung: „Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden.“

Solche Vorwürfe sind weitreichend, weil sie oftmals auf das gesamte Christentum abzielten, aus dem dieser Begriff hervorging. Wohlwollend gelesen, ist die philosophische Kritik eine Warnung, an der sich jedes traditionelle oder moderne Konzept von Demut messen lassen muss. Ohne sie hier im Detail überprüfen zu können, möchte ich zunächst andeuten, warum diese Kritikpunkte aus mindestens zwei Gründen zu kurz greifen, um darauf aufbauend ein philosophisch motiviertes Konzept von Demut zu umreißen.



Foto: epd

Multimedial und immersiv inszeniert das Berliner Humboldt Forum die Ausstellung „un_endlich. Leben mit dem Tod“.

Erstens vernachlässigt die Kritik den Facettenreichtum der christlichen Tradition, der zu unterschiedlichen Ausdeutungen der Demut geführt hat. Bernhard von Clairvaux oder Thomas von Aquin haben sie beispielsweise als eine Haltung des besonnenen Maßes interpretiert, auf deren Grundlage sich der Gläubige gegenüber Mensch und Gott sinnvoll verortet. Es geht also nicht um unhinterfragte Unterwerfung, sondern es ist aufrichtige

„Es war das völlige Ausgeliefertsein an etwas Stärkeres.“

Selbsterkenntnis gefragt, durch die eine der Situation angemessene Selbstbeschränkung möglich ist, die auch in Unterordnung bestehen konnte. In seiner Schrift „Über die Stufen der Demut und des Stolzes“ beruft sich Bernhard sinngemäß auf das delphische „Erkenne dich selbst!“, um die Notwendigkeit der Demut hervorzuheben. Auf dieser Grundlage sei, wie er in seinem als „De Consideratione“ (lateinisch „Über die Besinnung“) berühmt gewordenen Brief an seinen vormaligen Schüler und späteren Papst Eugen III. herausstellt, auch die maßvolle Ausübung des päpstlichen Amtes möglich. Allein dieses Beispiel kann einer vorschnellen Kritik entgegenhalten, dass die christliche Demut mehr ist als eine ausschweifende Bußpraktik, auch wenn man sie zweifellos ebenso in diesen Kontext gestellt hat. Häufig stand die Demut auf einem schmalen Grat zwischen Selbstverachtung und Selbstbetrachtung, und insbesondere letzterer Aspekt macht sie für philosophische Überlegungen attraktiv.

Auch in einer zweiten Hinsicht greift die philosophische Kritik zu kurz. Nicht nur sie, sondern auch die christliche Tradition hat in Teilen lange vernachlässigt, dass Menschen wesentliche Erfahrungen machen, die sie erst dazu veranlassen, sich demütig zu zeigen. Diese Feststellung mag auf den ersten Blick trivial erscheinen. Aber wer sie ignoriert, der kann in der Demut tatsächlich nichts anderes sehen als das gehorsame Befolgen eines formalen Gebotes oder das nüchterne Einüben in eine Tugend. Was den Menschen zu einem solchen Verhalten motiviert, sich ihm spürbar aufdrängt, ihn nicht mehr loslässt und nachhaltigen Einfluss auf seine Lebensführung hat, droht unter den Tisch zu fallen. In dieser Erfahrungsdimension sehe ich das Potenzial, die Demut auch über einen religiösen Kontext hinaus greifbar zu machen und zu erklären, warum sie gegenwärtig wieder vermehrt auf den Plan gerufen wird.

Beide Erwiderungen auf die philosophische Kritik lassen sich produktiv zusammenführen: Die These lautet, dass Menschen besondere Erfahrungen mit einer nachhaltigen Gewissensqualität machen, die sich langfristig auf ihre Selbstverortung auswirkt und ein demütiges Verhalten begründet. Für eine erste Veranschaulichung dieses Gedankens ist es sinnvoll, ein exemplarisches Zeugnis anzuhören. Es berichtet der Jesuit und Theologe Josef Sudbrack rückblickend, wie ihm die Demut „existenziell“ bewusst wurde: „Mir steht dabei mein Krankenlager nach einer schweren Verwundung während des Zweiten Weltkriegs vor Augen. Damals, 1944, stand ich zweimal am Rande des Todes. [...] [I]ch erfuhr ein totales Ausgeliefertsein an die Mächte des Todes; ich

wurde hineingezogen in einen Prozeß, der mich hilflos machte, der mich überfiel, der stärker war als meine Lebenskraft. [...] Es war das völlige Ausgeliefertsein an etwas Stärkeres.“

Diese Erfahrung enthält zwei wesentliche Momente der Demut, die ich als charakteristisch verstehe. Erstens berichtet der Betroffene von einem „Ausgeliefertsein“ an etwas Stärkeres (in diesem Fall der Tod), dem er sich nicht entziehen kann. Es handelt sich, abstrakter gesprochen, um die Konfrontation mit einem Widerfahrnis, das ihm unwillkürlich nahegeht, aber nicht willentlich hervorgerufen wurde oder kontrollierbar wäre. Für die Demut ist zweitens besonders entscheidend, auf welche Weise sich der Betroffene gegenüber dieser Erfahrung positioniert. Er gesteht sich ein, dass er dieser „Macht“ nicht gewachsen ist, sie seine Kräfte übersteigt und er ihr deshalb ausgeliefert ist. Darin sehe ich die für die Demut entscheidende Stellungnahme ausgesprochen: Der Demütige bekennt sich bereitwillig zu seiner Machtlosigkeit, Begrenztheit und Abhängigkeit. Machtlos ist er in diesem Fall angesichts des Todes. Begrenzt ist seine Fähigkeit, gegen dieses Ende anzukämpfen, wie das Leben insgesamt an eine unhintergehbare Grenze stößt. Abhängig ist der Mensch deshalb von dem, was ihm verfügbar, aber auch unverfügbar ist. Er ist und bleibt abhängig von seiner körperlichen, leiblichen oder mentalen Verfasstheit, ist mit bestimmt von den Umständen seiner Situation, in die er „geworfen“ ist, bleibt angewiesen auf die Leistungen seiner Mitmenschen, die Gnade seines Gottes und so weiter. Diese verschiedenen Hinsichten, in denen sich der Demütige als abhängig, begrenzt oder machtlos begreift, können über dieses Beispiel hinaus variieren. Das wirkt sich insbesondere auf das Thema der Demut aus, also ob ich vor einem leidvollen oder beglückenden Schicksal, einem Gott, der „Natur“, einem Ideal oder der Leistung eines Menschen demütig bin.

Wenn es häufiger auch die leidvollen Momente des Lebens sein mögen, die den Menschen seine Machtlosigkeit, Abhängigkeit und Begrenztheit eingestehen lassen, so sind es diese nicht allein. Einige Verse aus der Feder von Rainer Maria Rilke mögen diesen Facettenreichtum wenigstens andeuten. Der Dichter schreibt: „Du meinst die Demut. Angesichter / gesenkt in stillem Dichverstehn. / So gehen abends junge Dichter / in den entlegenen Alleen. / So stehn die Bauern um die Leiche, / wenn sich ein Kind im Tod verlor, / und was geschieht, ist doch das Gleiche: / es geht ein Übergroßes vor.“

Gefühle des Zorns oder der Liebe

Lassen wir an dieser Stelle außer Acht, dass Rilke diese Zeilen letzten Endes auf Gott bezieht. Entscheidender ist, dass er zwei den Umständen nach äußerst unterschiedliche Situationen sparsam, aber eindrucksvoll umschreibt, die beide in eine demütige Stellungnahme münden: Auf der einen Seite schreiten „junge Dichter“ andächtig durch die abendliche Atmosphäre einer Allee, während andererseits eine Gruppe von „Bauern“ in Trauer um eine Kindesleiche versammelt ist. Beide Ereignisse begründen das Geständnis: „Es geht ein Übergroßes vor.“ Dieses „Übergroße“ lässt sich mit dem Philosophen Hermann Schmitz (1928–2021) als eine „Autorität unbedingten Ernstes“ auf den Begriff bringen. Diese Autorität geht beispielsweise von Gefühlen des Heiligen, des Zorns, der Trauer, der Scham oder der Liebe aus. In Anwendung auf die Demut können die Betroffenen angesichts solcher

Erfahrungen nicht anders, als sich ehrlich einzugestehen, dass sie machtlos, begrenzt und abhängig sind. Nicht aber aus Zwang, sondern weil sie trotz ihrer Möglichkeiten zur Reflexion nicht anders können, als sich gewissenhaft zu bescheiden. Dieses Eingeständnis geschieht, wie ich oben betont habe, bereitwillig, was nicht bedeuten muss, dass der Demütige seine Situation auch als wünschenswert betrachtet. Würde sich ein Mensch aus reinem Zwang demütig zeigen, wäre tatsächlich richtiger von Unterdrückung oder Unterwerfungslust die Rede. Wer die Grenzen des Menschseins dagegen grundsätzlich nicht wahrhaben möchte, sie leugnet oder ignoriert, der ist unaufrichtig, verzweifelt oder hochmütig.

Kämpferische Haltung

Es wäre wiederum ein Missverständnis, zu glauben, dass die Demut mit einer selbstbewussten oder kämpferischen Haltung nicht verträglich wäre. Bereits Thomas von Aquin hatte der Demut die Großgesinntheit an die Seite gestellt, die man vereinfacht als berechtigten Stolz umschreiben könnte. Großgesinnt ist nach Aristoteles derjenige, der sich nicht einfach nur großer Dinge für Wert hält, sondern es auch tatsächlich ist. Während die Demut das Streben davor bewahrt, dass man seine Möglichkeiten und Hoffnungen maßlos verfehlt, garantiert die Großgesinntheit, dass der Mensch gefestigt ist, wachsam bleibt und das in ihm vorhandene Potenzial angemessen auslebt. Selbstachtung und Selbstbeschränkung müssen sich also nicht ausschließen, sondern können Teil eines sich ausgleichenden Bestrebens sein. Es hat abschließend

Angesichts von Umweltkatastrophen oder Kriegen werden die Grenzen des Menschseins sichtbar.

mindestens zwei Vorteile, die Demut als ein Eingeständnis in die eigene oder kollektive Machtlosigkeit, Begrenztheit und Abhängigkeit zu verstehen, das auf eine Erfahrung mit einer Autorität unbedingten Ernstes zurückgeht.

Erstens kann auf diese Weise plausibel werden, warum dieser Begriff gegenwärtig wieder an Bedeutung gewinnt. Wir werden in der Konfrontation mit Umweltkatastrophen, einer Pandemie oder Kriegen einmal mehr auf die Grenzen unseres Menschseins aufmerksam, die man im Bestreben von Wohlstand, Fortschritt und technischer Weltbemächtigung allzu oft ignoriert oder als zu überwindendes Hindernis gedeutet hat. So verstanden, haben wir immer wieder die Möglichkeiten einer Demut vor dem „Unverfügbaren“ nicht ausreichend wahrgenommen. Es hat übrigens insbesondere der Soziologe Hartmut Rosa darauf hingewiesen, dass das Unverfügbare sich nicht nur als Leid und Schmerz offenbaren muss, was auch für die Demut mitzudenken ist.

Je nachdem, wie ernst wir diese unterschiedlichen Erfahrungen tatsächlich nehmen, dürfen wir in ihnen zweitens das Potenzial sehen, jenseits von Heuchelei und Selbstdarstellung sinnvolle Schlüsse für das gemeinsame Leben auf diesem Planeten zu ziehen. Es bleibt abzuwarten, ob die Demut einen Beitrag für das dafür nötige Maß leisten kann oder nicht mehr als ein Modewort ist. Die Zukunft der Demut hat sich darin zu bewähren, inwiefern der Mensch eine redliche Bereitschaft dafür aufbringt, sich spürbar durch unwillkürliche Erfahrungen in Frage stellen zu lassen, ohne daran zu zerbrechen. ◀

Veränderung benötigt Demut

Was die Evangelische Kirche jetzt braucht

ELLEN UEBERSCHÄR

In der Evangelischen Kirche wird mit Demut eher nichts Gutes verbunden, nichts, was für die Zukunft hilfreich sein könnte. Dabei bräuchte es in diesen Zeiten eine Führung mit Demut: nicht ducken, sondern kraftvoll Verantwortung übernehmen, meint Ellen Ueberschär, Vorstandsvorsitzende der Stephanus-Stiftung Berlin.

Demut, die urchristliche Tugend, hat im säkularen Bereich eine erstaunliche Karriere gemacht. Überall dort, wo nach Orientierung und guter Führung gesucht wird, sei es im Non-Profit-Bereich oder in der Wirtschaft, kommt die *humility*, die Demut ins Spiel. Was ist das Geheimnis eines erfolgreichen und wirkungsvollen Auftritts von Organisationen und Firmen am jeweiligen Markt? Flankierend existiert ein Strang der Forschung, der das Phänomen Demut als philosophisches Konzept verfolgt. Im politischen Raum sind die Versuche, eine Demutskultur zu propagieren, längst abgeflaut, wozu möglicherweise auch die Beobachtung des Politikwissenschaftlers Albrecht von Lucke beitrug, dass die Tugend der Demut beim Soziologie-Klassiker Max Weber nicht auftaucht, vielmehr Augenmaß, Leidenschaft und Verantwortungsgefühl entscheidend für politischen Erfolg seien.

In der Evangelischen Kirche wird mit Demut eher nichts Gutes verbunden, nichts, was für die Zukunft hilfreich sein könnte. Zu tief sitzen die Vorstellungen, dass Demut eine klebrige Angelegenheit ist, die vor allem die Heuchelei fördert und nicht das Selbstbewusstsein. Ein Dienen und eine Dienstbarkeit um ihrer selbst willen, die eher zum Missbrauch einlädt als zur Gestaltung der Welt. Eine eher katholische Tugend, der von einschlägigen Autoren wie Karl Barth oder Paul Tillich mit kontroverstheologischen Einwänden begegnet wurde. Eine zeitgemäße Auseinandersetzung mit der Demut als Tugend, als Grundhaltung, die sich diskursfähig mit den säkularen Interpretationen zeigt und zugleich die religiöse Tiefendimension wiederbelebt, ist nirgends ein Thema.

Religiöse Tiefendimensionen

In der Tat sind es eher katholische Autoren wie Thomas Eggersperger, Anselm Bilgri und Anselm Grün, die sich an einer Wiederbelebung der Demut beteiligen. Anselm Bilgri, aus dem Benediktinerorden ausgetreten, versteht Demut als „Mut, sich von etwas Großem, zweifelsfrei Gutem, abhängig zu machen“. Es geht „nicht um Dienen im Sinne von ‚ducken‘, sondern um eine Haltung, eine kraftvolle Übernahme von Verantwortung“. Der auf evangelischen Kirchentagen beliebte Anselm Grün bringt eine eher psychologische Note ein: „Demit ist der Mut, hinabzusteigen in die Tiefen der Seele, und alles, was da in mir ist, anzunehmen: Das gehört auch zu mir. Wenn ich es annehme, verliert es an Gefährlichkeit. Dieses Hinabsteigen in die Tiefen der eigenen Seele

meint Jesus, wenn er sagt: ‚Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden‘ (Lukas 18, 14).“

Dabei war es Rudolf Bultmann, der in Kerygma und Mythos die mit Demut verbundene Lebenshaltung als neutestamentliches Grundthema stark gemacht hat. Leben ist etwas, „das aus dem Unsichtbaren, Unverfügbaren lebt, das also alle selbstgeschaffene Sicherheit preisgibt ..., die radikale Hingabe an Gott, die alles von Gott, nichts von sich erwartet, die damit gegebene Gelöstheit von allem weltlich Verfügbaren, also die Haltung der Entweltlichung, der Freiheit. Diese Haltung macht zugleich offen für das menschliche Miteinander.“



Foto: epp-bild/friedrich stark

Eine Haltung der Freiheit, in der sich Verantwortliche in einer Institution nicht als Getriebene fühlen, sondern als Freie, als solche, die sich – mit Bonhoeffer – Gott ganz in die Arme werfen und nicht den Wellenbewegungen multipler Stressoren? Verlockend! War der Rücktritt der Ratsvorsitzenden, dem zweiten einer Frau im Amt innerhalb von weniger als zwei Jahrzehnten, ein Akt der Demut? War das Schweigen, das danach eintrat, ein Zeichen der Demut? Beides ist nicht unbedingt mit Ja zu beantworten. Die Beiträge, die zur Erklärung und Aufarbeitung erschienen sind, sprechen eher eine Sprache der Ratlosigkeit. Weder in dem einen noch in dem anderen lag eine Botschaft. Erschöpfung und Resignation, Verunsicherung und Orientierungslosigkeit sind eher die Worte, die das Erscheinungsbild der Leitungsebene der evangelischen Kirche beschreiben.

Überlagerte Krisen

Vielschichtige Krisenthemen überlagern sich, lassen kaum eine gründliche Aufarbeitung zu. Der öffentliche Markt der Glaubwürdigkeit, auf dem Kirche konkurrieren muss, lässt die gründliche

Befassung mit einer Thematik – scheinbar – nicht zu. Gerade sind es die Menschen, die sexuelle Gewalt in der evangelischen Kirche und der Diakonie erlitten haben, die zu Recht Aufmerksamkeit und Ressourcen einfordern. Natürlich, Evangelische Kirche will aufklären, will vorbeugen. Guter Wille ist da, und es geschieht auch viel. Kaum ist die ForuM-Studie erschienen, beginnt die Diffusion: Wie war das mit den Personalakten genau? Was war mit den Forschenden vereinbart? Soll man jetzt alle Ressourcen einsetzen, um das nachzuholen, was offenbar zu einem schlechten Rating auf dem Markt geführt hat, um den Preis, andere wichtige Themen zu vernachlässigen? Wer entscheidet hier, wer gibt Orientierung? Was ist jetzt das Beste?

Gleichzeitig warten die Ergebnisse der sechsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) auf Bearbeitung. Zum ersten Mal sind auch Außerevangelische einbezogen worden. Was für eine Chance. Was für eine Möglichkeit, zu vergleichen, ökumenische Energien freizusetzen, mit Vorurteilen aufzuräumen und die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Wer spricht darüber, wer entwickelt daraus Konzepte, wer bearbeitet die interne Kritik an der zugrundeliegenden These von der erbarmungslosen Säkularisierung, die vielleicht nicht richtig ist? Diese Debatte könnte sehr produktiv werden. Wäre da nicht auch noch der Streit um die Friedensethik. Gerade ist nichts weniger als eine Neujustierung der friedensethischen Positionierung der EKD beschlossen worden. War es vor fast zwanzig Jahren, als noch eine Diskussionsatmosphäre herrschte, in der in Ruhe gesprochen werden konnte, anspruchsvoll, divergierende evangelische Positionen in eine Balance zu bringen, um wie viel schwieriger ist es heute. Zu Recht hat die

*Der Anspruch auf
Mitgestaltung geht zu Ende.*

kirchliche Zeithistorikerin Katharina Kunter darauf aufmerksam gemacht, dass eine klare Positionierung für die leidenden Christinnen und Christen in der Ukraine noch immer aussteht, dass Teile der EKD einer Haltung anhängen, die sich auf eine „realitätsferne Friedenshoffnung mit Russland“ stützt und nachweislich gescheitert ist. Also auch hier – seit zwei Jahren eine Baustelle. Mit viel Engagement und Passion wird inzwischen an einer überarbeiteten Friedenspolitik gefeilt. Wird sie noch die einigende Kraft haben, die der früheren Denkschrift zur Friedensethik zukam? Welche Relevanz wird das Thema neben der ForuM-Studie, der KMU, der Klimakrise haben?

An der Oberfläche

Bei aller Dringlichkeit sind das die Themen an der Oberfläche. Die darunter liegenden nach der Reformfähigkeit der Kirche sind noch nicht einmal gestellt. Die erschütternde Erkenntnis in den Jahren der Pandemie, dass Menschen die Kirche in existenziellen Situationen nicht mehr brauchen, kann unter dem Aktualitätsdruck nicht bearbeitet werden. Genauso wenig wie die Nachwuchskrise der Pfarrerinnen und Pfarrer. Einstellige Zahlen bei

*Tradition in Bewegung:
Luther und Katharina von Bora, scheinbar
in Stein gehauen, als Walking Act.*



den Studienanfängerinnen der Theologie wirken zwar beunruhigend, werden aber außerhalb der Universitäten und Ausbildungsverantwortlichen wenig wahrgenommen. Das Thementableau ließe sich fortschreiben.

Es offenbart, dass eine Ära zu Ende geht, die einmal mit dem „Wächteramt der Kirche“ begonnen hat, der moralischen Aufsicht und dem Anspruch auf Mitgestaltung gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen. Vor zehn Jahren bekannten sich beide Kirchen noch zu einer gemeinsamen Verantwortung für den sozialen

Die Fülle der Ratschläge zeigt an, dass es nicht die eine Lösung gibt.

Zusammenhalt der Gesellschaft, zu dem sie beitragen wollten. Bereits das konnte als weniger steile Anspruchshaltung gelesen werden. Wenn heute zwei führende Sozialethiker, Peter Dabrock und Rainer Anselm, lapidar festhalten: „In den vergangenen Jahren ist die Selbstverständlichkeit, mit der sich die EKD als wichtige und einflussreiche Stimme sah, verloren gegangen“, dann ist das ein grundstürzender Realismus, der nach einer Haltung der Demut ruft. Für den Hochmut der langen Nachkriegszeit ist keine Veranlassung mehr gegeben.

Es wäre ein Leichtes, sich in die Reihe der Ratgeberinnen und Kritiker der Evangelischen Kirche einzureihen und ebenfalls Wissen darüber zu suggerieren, „wie die Zukunft der Kirche gelingt“ oder wie die Kirche mit wenigen Kniffen „zu einem religiösen Ort“ wird. Mal sind es die Strukturen, die nur verändert werden müssen, damit sich alles bessert, ein anderes Mal ist es das Kerngeschäft, auf das sich alle konzentrieren sollen. Die Fülle der Ratschläge und des Widerspruchs zeigt an, dass es nicht die eine Lösung gibt und dass möglicherweise nicht einmal das Problem adäquat erfasst wurde.

Die Komplexität, die Volatilität, die Ambiguität und die Unsicherheit des Umfeldes verantwortlichen Handelns in und außerhalb von Organisationen sind unhintergebar. Sie sind real. Deshalb brauchen Organisationen Menschen, die eine adäquate Führungskultur leben. In dieser spielt die Demut eine entscheidende Rolle für das Gelingen von Veränderung.

Was dann darunter zu verstehen ist, wird landläufig eher mit kirchlichen Amtsträgern assoziiert als mit Managern großer Unternehmen. Das mag überraschend sein. Aber so wenig, wie Demut verordnet oder als Attitüde an den Tag gelegt werden kann, so interessant ist die Beobachtung von Jim Collins, dass Organisationen und Unternehmen, die gelingende Transformationsprozesse durchlebten, von Menschen geführt wurden, die eine tiefe persönliche Demut (*deep personal humility*) mit einer professionellen Orientierungsstärke (*intense professional will*) verbanden. In Gesprächen, die Collins führte, der ein Forschungsinstitut für Management-Fragen in Colorado leitet, begründeten die Manager den Erfolg mit externen Faktoren wie Glück oder einer guten Marktlage. Waren die Ergebnisse negativ, suchten sie den Fehler bei sich selbst. Sie verließen sich nicht auf ihr inspirierendes Charisma, um Menschen zu motivieren, sondern auf inspirierende Normen, um ihre Mitarbeitenden zu begeistern. Die meisten der Befragten waren in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt, weil sie nicht die Bühne suchten.

Respekt vor der Expertise Anderer

Eines der wichtigsten Charakteristika von Führung mit Demut ist der Respekt vor der Expertise Anderer. Führungskräfte, die Unerwartetes managen können, so die Erkenntnis, sind bereit, Führungsverantwortung abzugeben an Personen, die für die Aufgabe kompetenter sind. Entscheidungskompetenz wird unabhängig vom Status auf Personen übertragen, die mit dem jeweiligen Problem am besten vertraut sind. Der Soziologe Dirk Baecker nannte das schon vor dreißig Jahren „postheroisches Management“.

Ob eine ganze Organisation, noch dazu eine so vielfältige, in sich plurale und widersprüchliche wie die Evangelische Kirche, Demut an den Tag legen kann im Sinne einer inneren Entscheidungsfreiheit, ist offen. Aber eine Stärkung von Führung und Führungskräften, ehren- oder hauptamtlich, die befähigt sind, mit Demut im Sinne Bilgris zu handeln: nicht ducken, sondern kraftvoll Verantwortung übernehmen, ist möglich und ist nötig. ◀

„Eines der wichtigsten Charakteristika von Führung mit Demut ist der Respekt vor der Expertise Anderer.“
 Franz Wilhelm Seiwert: Gruppe mit eckigen und runden Köpfen, 1923.



„Wir sind geliebte Krümelchen im All“

Ein Gespräch mit dem Astrophysiker Heino Falcke über Demut angesichts der Größe des Weltalls, den nötigen Wagemut, seinen Glauben und das Jenseits in den Schwarzen Löchern

zeitzeichen: Herr Professor Falcke, Sie sind einer der führenden Koordinatoren des Event-Horizon-Telescope-Projekts, der im Jahr 2019 der Öffentlichkeit das Foto eines Schwarzen Lochs präsentierte. War das für Sie ein Moment des Triumphs? Oder der Demut vor dem, was man da sah?

HEINO FALCKE: Tatsächlich beides gleichzeitig. Das war schon einer der besonderen Momente in meinem Leben. Als ich das erste Mal dieses Bild sah, lange vor der Öffentlichkeit, war das ein Gefühl, wie auf heiligem Boden zu stehen. Einfach eine neue Welt zu sehen, die vorher nur Traum und Phantasie, jetzt aber auf einmal Wirklichkeit war – so eine Mischung aus Erhabenheit, aber auch der Demut. Man steht da als kleiner Mensch und schaut auf ein Schwarzes Loch in 55 Millionen Lichtjahren Entfernung, das größer ist als unser gesamtes Sonnensystem. Es sieht so klein und schnuckelig aus, man weiß aber, dahinter verbirgt sich ein Riesenmonster. Ich war dankbar, das als kleiner Mensch miterleben zu dürfen. Meine Präsentation des Bildes auf der Pressekonferenz in 2019 war aber auch ein Gefühl der Befreiung, weil das Bild nicht uns gehört, sondern der ganzen Welt, wir können es jetzt teilen. Und das Bild wurde weltweit umarmt, 4,5 Milliarden Menschen sahen es damals.

Sie haben als Kind die Mondmission Apollo 15 im Fernsehen gesehen und sich dabei entschieden, selber Forscher zu werden. Damit war klar, dass Sie die Grenzen unseres Wissens immer wieder neu überschreiten wollen. Müssen Forscher nicht per se hochmütig sein?

HEINO FALCKE: Wagemut trifft es eher. Denn das heißt, ich lasse mich durch bestehende Grenzen nicht einengen, sondern schaue darüber hinaus und gehe weiter.

Tatsächlich braucht es manchmal eine gewisse Hybris, um mit einer Sache anzufangen und Wege zu gehen, die andere noch nicht gegangen sind. Ich habe keine Angst vor großen Fragen, vor großen Themen oder vor der Größe des Alls. Das macht mich aber auch demütig, weil ich weiß, dass ich nie alles erfahren und verstehen werde. Trotzdem kann ich Fragen stellen.

Sie wollten ja gerne als Kind Astronaut werden, mussten aber einsehen, dass Sie dafür nicht alle Anforderungen erfüllten. War das für Sie eine Lektion in Demut?

HEINO FALCKE: Im Nachhinein war das vielleicht besser so. Ich bin ein sehr selbstkritischer Mensch. Dass ich meine eigenen Schwächen habe, war mir schon immer bewusst. Als Kind habe ich auch Mobbing-Erfahrungen gemacht. Aufmerksamkeit oder Zuneigung von der Gruppe gibt es nicht automatisch, es kommt nichts vom Himmel gefallen. Weder die guten Noten, ich hatte nie die allerbesten, noch der sportliche Erfolg. Und trotzdem habe ich immer alles für möglich gehalten.

Sie sagen, dass Schwarze Löcher uns dem Jenseits näherbringen. Lebren sie uns auch Demut?

HEINO FALCKE: Zumindest auf philosophische Art und Weise, weil sie ja einen Raum definieren, der uns unverfügbar bleibt. Ein Schwarzes Loch ist ein Objekt, das so viel Masse in einem so kleinen Raum hat, dass nichts entkommen kann, nicht einmal Licht. Es ist umgeben von seiner virtuellen Membran, die wir Ereignishorizont nennen, wo alles nur hinein-, aber nicht hinausgehen kann. Das entspricht einem physikalischen Jenseits. Wir könnten

als Menschen lebendig in ein Schwarzes Loch fallen, wenn es groß genug wäre, und theoretisch darin auch für eine bestimmte Zeit mit entsprechenden Raumschiffen überleben, die wir vielleicht irgendwann mal bauen können. Doch nichts von dem, was wir dort erlebten, könnten wir der Außenwelt mitteilen. Wir

„Ein Schwarzes Loch führt uns in ein physikalisches Jenseits.“

wären also in einer Welt jenseits unserer heutigen Welt. In der Theologie oder der Philosophie ist das Jenseits ja immer etwas Vages. Ein Schwarzes Loch führt uns in ein physikalisches Jenseits, das existiert.

Die Präsentation der Aufnahme war ein historisches Moment in der Wissenschaftsgeschichte. Und gleichzeitig macht dieses Bild die Naturwissenschaft sehr klein, weil es die Grenzen unseres Wissens zeigt. Wie hält man diesen Spagat aus?

HEINO FALCKE: Genau das finde ich spannend. Auf der einen Seite bin ich überzeugt, dass ein Schwarzes Loch tatsächlich eine Grenze unseres Wissens markiert. Andererseits rütteln wir immer wieder auch an diesen Grenzen und glauben, diese überschreiten zu können. Möglicherweise kann die Verbindung von Quantenphysik und Relativitätstheorie diese Grenzen aufweichen. Aber wir haben in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder auch gelernt, dass fundamentale Grenzen Teil der Physik sind. Bestimmte Dinge sind nicht erfahrbar, nicht messbar, nicht durchdringbar, ja, nicht für uns verfügbar.

Trotz aller wissenschaftlichen Instrumente?

HEINO FALCKE: Die machen uns das ja deutlich. Die Sterne, die wir am Himmel sehen, können wir oder unsere Nachfahren mit Raumschiffen vielleicht irgendwann einmal erreichen. Wenn wir aber durch unsere Teleskope schauen, sehen wir, dass es unfasslich mehr Sterne gibt. Fast 95 Prozent dieser

„Wir sehen mehr, als wir eigentlich verstehen, erfahren oder jemals begreifen können.“

Sterne werden wir, selbst wenn wir mit Lichtgeschwindigkeit fliegen würden, nie erreichen können. Sie sind viel zu weit weg, vergehen, bevor wir sie erreichen oder verschwinden mit der Ausdehnung des Alls schneller als wir fliegen könnten. Wir sehen eine Welt, die für uns nicht verfügbar ist. Und wir sehen mehr, als wir eigentlich verstehen, erfahren oder jemals begreifen können.

Eine Erfahrung, die demütig macht?

HEINO FALCKE: Das ist tatsächlich ein Punkt, an dem wir Demut wieder lernen können. Wir haben diese als Wissenschaftler verloren, weil wir in den vergangenen hundert Jahren gedacht haben, dass mit technologischer Anstrengung alles machbar und möglich ist. Das ist die Selbstverständlichkeit des Physikers in diesen Zeiten. In hundert Jahren sieht die Welt ganz anders aus, mit neuen Theorien und neuen Technologien. Aber andererseits haben wir gelernt, dass diese Grenzen Teil der Physik sind. Wir müssten die Physik letztlich abschaffen, wenn wir glauben würden, all diese Grenzen überschreiten zu können. Deswegen ist es wichtig, diese Grenzen ernst zu nehmen und sich dennoch nicht einschüchtern zu lassen. Es ist noch vieles möglich. Doch auch wenn unser

Drei NASA-Teleskope helfen den Astronomen, mehr über das supermassereiche Schwarze Loch in der Milchstraße zu erfahren, das auf dem neuesten bemerkenswerten Bild des Event Horizon Telescope (EHT) zu sehen ist.

Wissen fast exponentiell steigt, im Vergleich zur Größe des Weltalls wächst das Unwissen, das wir entdecken, und wird größer als das Wissen. Deswegen mein Ruf zur Demut.

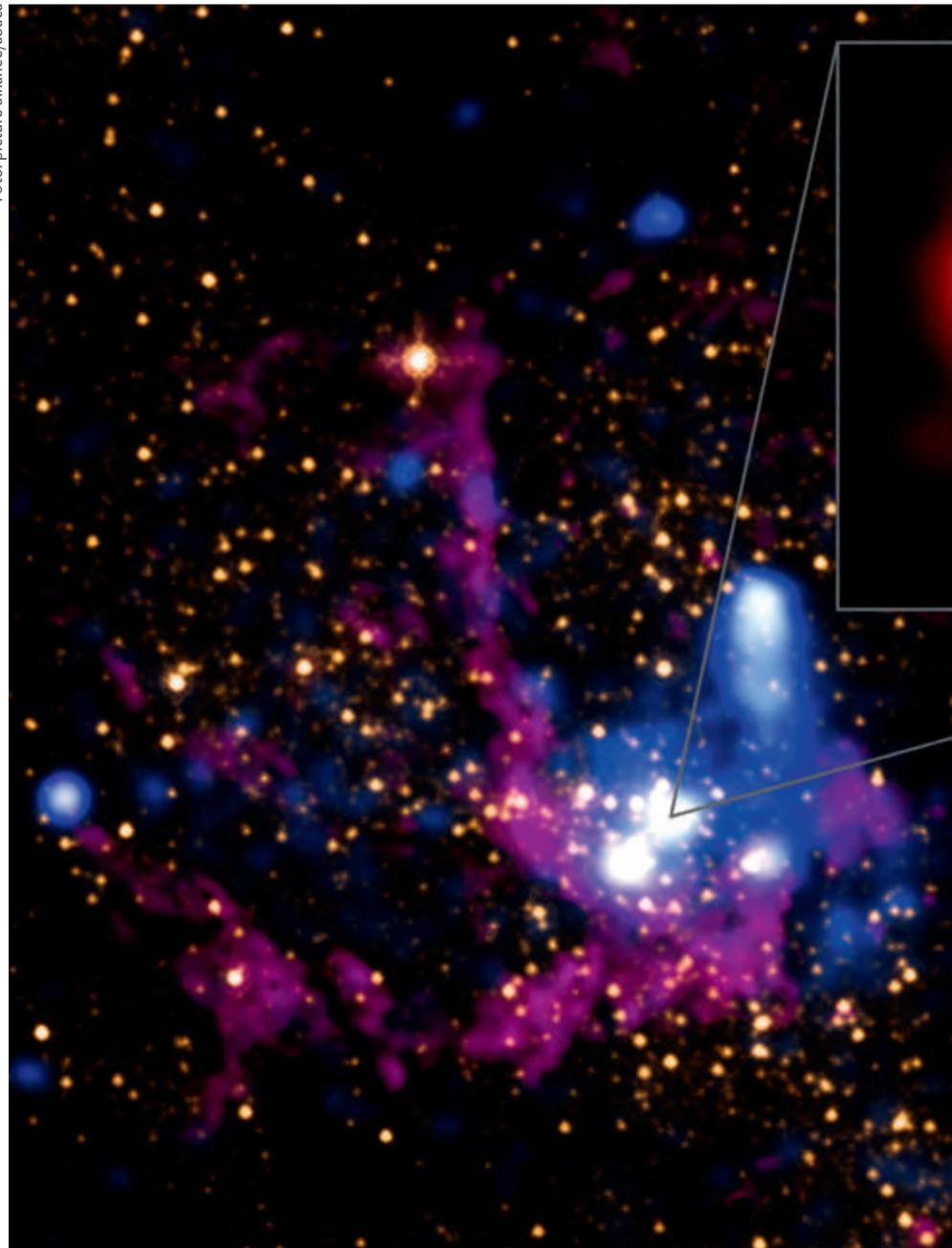
Sie schreiben: „Es wird (...) Zeit, dass wir aus übermütigen Welteroberern wieder zu demütig Suchenden werden.“ Entspringt diese Formulierung auch Ihrem Glauben? Sie sind ja Prädikant und bekennender Christ.

HEINO FALCKE: Ja, ich empfinde meinen Glauben als befreiend und Mut machend. Er erlaubt mir, über Grenzen hinwegzugehen im steten Wissen, dass es Dinge gibt, die größer sind als ich. Das gilt auch für den Tod. Man lernt viel aus der Erfahrung vergangener Generationen, die in

der Bibel aufgeschrieben wurden. Zum Beispiel, dass ich in den Himmel nichts mitnehmen kann. Da gibt es dieses schöne Beispiel von dem reichen Kornbauern, das mich lehrt: Alles, was ich hier ansammle, ist nichts wert, wenn ich irgendwann diese Erde verlasse. An diesen Gedanken gewöhnt man sich, wenn man glaubt. Diese Demut ist Teil des Lebens. Es gibt Menschen, die haben Angst vor der Weite des Universums. Die habe ich nicht, weil ich mich in diesem Universum zuhause fühle. Mein Glaube weist mir einen Platz zu, der gut balanciert ist zwischen Freiheit und Begrenzung, Ermunterung und Demut.

Wer es wagt, über die Grenzen der Physik hinaus zu fragen, kommt an Gott nicht vorbei, sagen Sie. Wie meinen Sie das?

Foto: picture alliance/abaca



HEINO FALCKE: Weil die Frage nach dem Ursprung einfach bleibt. Wenn wir wirklich bis an die Grenzen unseres Wissens gehen, an den Urknall, an die grundlegenden Fragen nach den Naturgesetzen, die wir entdecken, und fragen, wo kommen die Naturgesetze her, kommen wir nicht an der Frage vorbei, was der Ursprung von allem ist – der Ursprung der Naturgesetze, des Alls, des Urknalls, dessen, was ist. Das ist eine uralte philosophische Frage, die immer mit Gott in Verbindung gebracht wurde. Die stellen wir heute gar nicht mehr, was ich als Verarmung unserer Diskussion empfinde. Denn in den Naturwissenschaften sind wir der Antwort noch keinen einzigen Schritt näher gekommen.

Weil Gott nicht in eine Formel passt?

HEINO FALCKE: Wenn Gott in eine Formel zu packen wäre, wäre er auch kein Gott mehr. Dann wäre Gott verfügbar und berechenbar. In der modernen Naturwissenschaft bleibt zumindest ein großes Fragezeichen, eine Leerstelle, die wir früher Gott genannt haben, aber die wir heute gar nicht mehr benennen. Vielleicht ist es Selbstzensur, vielleicht ist es falsche Demut, weil wir nicht mit den Worten der Wissenschaft darüber reden können, weil es eben unerreichbar, wissenschaftlich nicht nachweisbar ist. In diesem Zusammenhang würde ich mir etwas mehr Wagemut wünschen, auch über die ersten Dinge zu reden und Fragen zu stellen. Es ist gut, auf die Suche zu gehen, was oder wer dieser Gott ist, und was es bedeutet, wenn ich dieses oder jenes Gottesbild habe.

Viele Naturwissenschaftler sehen Gott hinter den Abläufen des Kosmos, als überirdischen Ingenieur. Sie hingegen haben ein sehr personales Gottesbild, Gott ist für Sie ein Gegenüber. Aber wo ist er?

HEINO FALCKE: Was Gott von den Naturwissenschaften unterscheidet, ist, dass Gott nicht verfügbar ist, dass er zum Teil ein Geheimnis ist und bleibt. Wenn ich tatsächlich all die Antworten hätte, wäre Gott kein Geheimnis mehr. Andererseits bleibt bei mir das kindliche Vertrauen, dass dieses Unverfügbare, Ursprüngliche irgendetwas von mir will. Dass ich eine Beziehung dazu habe und ich nicht nur ein zufällig zusammengesetzter Sternstaubhaufen bin, sondern dass meine Gedanken, meine Wünsche, meine Hoffnungen das reflektieren, was am Anfang war, nämlich ein persönlicher Gott. Das ist ein Glaube, eine Hoffnung, natürlich auch ein Stück Erfahrung. Ich bete nicht in den leeren Raum hinein. Mein Glaube ist in erster Linie Hoffnung, wissend, dass ich nicht alles verändern kann, aber doch hoffend, dass sich etwas verändern wird.

Haben Sie für den Erfolg Ihres Projektes gebetet?

HEINO FALCKE: Ich habe ein sehr intensives oder ein sehr dankbares Dankgebet gesprochen, als ich die Daten gesehen habe. Aber tatsächlich habe ich mir abgewöhnt, für meinen Erfolg zu beten. Ich bete für andere Menschen, manchmal um Ruhe oder um Gelassenheit. Oft lege ich auch einfach Dinge ab. Beim Gebet für mich selber bin ich ergebnisoffen. Das ist tatsächlich eine gewisse Demut, weil ich nicht für mich etwas einfordern möchte. Aber wenn ich dann bete, habe ich doch Hoffnung, dass etwas Gutes daraus wird.

Glauben Sie an einen allmächtigen Gott?

HEINO FALCKE: Ja. Doch ich glaube auch an ein bewusstes Sich-Zurückziehen des allmächtigen Gottes. Sie ist keine Strippenzieherin, sondern hat ein Wort gesprochen, Regeln, unter anderem Naturgesetze, aufgestellt, aufgrund derer diese Welt läuft, wie sie läuft. Ich glaube tatsächlich auch an den Zufall. Mir ist in den vergangenen Jahren mehr und mehr bewusst geworden, dass tatsächlich einfache Dinge passieren. Der Zufall ist auch Teil des physikalischen Systems. Aber das ist tatsächlich ein Teil des Zurück-

„Das Volk hat das schon vor einigen Jahrzehnten entschieden und ist der Kirche ferngeblieben.“

ziehen Gottes. Diese Welt überlässt er uns und diesen Naturgesetzen, die auch den Zufall beinhalten, durch den Schlimmes und Gutes passieren kann. Und manchmal ist es nach unseren Maßstäben auch nicht gerecht, sondern eben zufällig. Dennoch, und das ist das Widersprüchliche, glaube ich, dass mein Gebet etwas bewirkt und etwas verändert.

Sie schreiben in Ihrem Buch unter anderem auch, dass Gott heute nötiger denn je ist. Warum meinen Sie das?

HEINO FALCKE: Wir sehen, wie Gott bei uns im rapiden Tempo verschwindet. Gleichzeitig sehe ich aber nicht, dass wir dadurch glücklicher werden. Im Gegenteil,

RADIO

wir hören gerade viel von jungen Menschen, die einfach nicht wissen, was ihre Aufgabe und ihre Position in dieser Welt ist. Da bin ich dankbar, dass ich zwar Selbstzweifel haben kann, aber nicht an meiner Grundannahme zweifeln muss. Weil ich auf diesem Fundament stehe: Gott hat ja zu mir gesagt – mit meinen Fehlern. Der Mensch ist ein geliebtes Krümelchen in diesem All, aber eben geliebt. Jeder Mensch hat seine Aufgabe, seine Bedeutung, die er letztlich, in Allertiefstem, Allerletzttem, durch Gott kriegt. Also ohne Gott würde ich mich tatsächlich bodenlos fühlen, vor allem im All. Als Gesellschaft haben wir vergessen, dass wir eben nicht alles mit einem Psychologen fixen können, sondern dass es grundlegende Fragen gibt, die wir einfach mal klären müssen, für uns, für jeden Einzelnen, für die Gesellschaft. Gott darf darauf eine Antwort sein.

Welche Aufgabe kommt denn der Kirche in diesem Zusammenhang zu?

HEINO FALCKE: Gemeinschaft und Halt zu bieten. Doch an dieser Grundaufgabe scheitern wir als Kirche viel zu oft. Wenn jetzt ein junger Mensch in unserer Kirche auftauchen und nach dem Sinn des Lebens fragen würde, würde er in unseren Gottesdiensten eine Antwort hören? Würde sie Gemeinschaft finden? Wahrscheinlich viel zu oft nicht. Sie würden sich fragen, was sie dort sollen und wieder gehen. Das betrübt mich eigentlich am meisten an meiner Kirche.

Die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat die schwindende Bedeutung von Kirche in unserer Gesellschaft empirisch unterlegt. Müssen Kirchen also demütiger werden? Oder im Gegenteil selbstbewusster auftreten?

HEINO FALCKE: Wir sind doch schon lange keine Volkskirche mehr. Das Volk hat das schon vor einigen Jahrzehnten entschieden und ist der Kirche ferngeblieben. Aber Deutschland ist traditionell ein bisschen konservativer in seiner gesellschaftlichen Struktur. Das heißt, die Menschen halten länger an Institutionen fest als in anderen

Ländern. Aber diese Entwicklung wird nun nachgeholt. Ja, ich denke, wir müssen als Kirchenmitglieder demütig und ehrlicher werden mit Blick auf unsere Rolle in dieser sich ändernden



Foto: Boris Breuer

Heino Falcke ist Professor für Astrophysik und Radioastronomie am Institut für Mathematik, Astronomie und Teilchenphysik der niederländischen Radboud Universität in Nimwegen und Gastwissenschaftler am Max-Planck-Institut für Radioastronomie in Bonn. Sein Hauptinteresse gilt der Physik Schwarzer Löcher; der 57-Jährige ist einer der renommiertesten Experten für Dunkle Energie und Materie. Als einer der führenden Koordinatoren des Event-Horizon-Telescope-Projekts präsentierte er im April 2019 der internationalen Öffentlichkeit erstmals ein Foto eines Schwarzen Lochs. 2020 veröffentlichte er gemeinsam mit Jörg Römer das Buch „Licht im Dunkeln: Schwarze Löcher, das Universum und wir“. In diesen Tagen erscheint sein Kinderbuch „Kekskrümel im All – wie groß ist die Unendlichkeit“, das er zusammen mit seiner Frau geschrieben hat. Ferner wirkt Falcke als Prädikant seiner Heimatgemeinde Frechen bei Köln in der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Gesellschaft. Aber gleichzeitig auch viel wagemutiger. Die Pfarrerinnen und Pfarrer trauen sich gar nicht mehr, über Genesis zu reden oder zu predigen, weil sie meinen, das gehört ja alles den Naturwissenschaftlern. Wir reden auch nicht mehr über die Bedeutung Gottes im eigenen Leben, weil wir da von den Psychiatern und Psychologen eingeschüchtert sind. Wobei ich das Fachwissen guter Psychologen schätze und für wertvoll halte, aber mir fehlt da oft was. Wir haben als Kirche noch immer viel zu bieten und können Antworten geben auf die großen Fragen.

Haben Sie Vorbilder mit Blick auf den Spagat zwischen Wagemut und Demut?

HEINO FALCKE: Zum einen kommt mir der Apostel Paulus in den Sinn. Er hat mit seinen Briefen und seinen grandiosen Ideen die ganze Kirchentheologie neu definiert, war sich seiner eigenen Schwäche aber immer sehr bewusst. Er lebte in der Spannung zwischen den großen Visionen, aber auch seiner eigenen Gebrechlichkeit. Und dann fallen mir viele Christen aus den neuen Ländern ein, die ich nach 1989, vor allem durch meine überregionale Arbeit im CVJM, kennenlernen durfte. Es war beeindruckend zu erleben, mit welcher Glaubensfreude sie kamen, nach so schwerer Zeit. Die hatten keine Angst vor dem großen Wurf, die hatten Respekt vor Stasi und Staatsgewalt, aber haben sich nicht kleinkriegen lassen – vor der Wende nicht, nach der Wende nicht. Das waren engagierte Führungsfiguren und trotzdem im persönlichen Umgang den Menschen nahe. Wenn selbstbewusste Menschen so engagiert und trotzdem so demütig ihren Dienst tun, beeindruckt mich das immer wieder. Das ist vielleicht eine große Kraft des christlichen Glaubens, dass Menschen diese Balance finden können zwischen Demut und Wagemut, sich nicht einschüchtern lassen und anpacken, einfach machen.

Das Gespräch führten Kathrin Jütte und Stephan Kosch am 5. Februar 2024 per Videokonferenz.

Mal wieder ohne uns

Wie sich Menschen of Color beim Empowerment-Diskurs innerhalb der Evangelischen Kirche fühlen

SARAH NTONDELE

Stellen Sie sich vor, bei Ihnen Zuhause, dort wo Sie sich richtig gut auskennen, wird ein Empfang veranstaltet. Viele Menschen kommen, doch Sie selbst sind nicht dabei, Sie wurden nicht eingeladen. Dieses Gefühl beschreibt in ungefähren Zügen, wie sich Menschen of Color und Schwarze Menschen in Bezug auf den Empowerment-Diskurs innerhalb der Evangelischen Kirche fühlen.

Dass der Begriff „Empowerment“ und die damit verbundenen Diskurse auch für die Evangelische Kirche eine Rolle spielen, wurde gerade erst auf der im November letzten Jahres stattgefundenen EKD-Synode in Ulm deutlich, bei der das Thema an prominenter Stelle im Ablaufplan stand und gleich in verschiedenen Konstellationen auftauchte (Thementische mit den Titeln wie „So sieht eine Kirche des evangelischen Empowerments aus“/„Was wird durch evangelisches Empowerment konkret verändert?“; ein Impuls zum Themenschwerpunkt). Auch das „Forschungszentrum Christliches Empowerment in der Säkularität“ forscht zu dieser Thematik. In diesen Kontexten wird Christliches Empowerment als Befähigung und Bevollmächtigung zu christlichem Leben verstanden.

Nun ist es so, dass der Begriff „Empowerment“ aus den Widerstandstraditionen von Schwarzen Menschen und Menschen of Color in Deutschland und international stammt. Er ist tief verankert in den Quellen Schwarzer Wissensarchive, die den Begriff „Empowerment“ als ein Lebens-Mittel für mehrfach Diskriminierte ausweisen. Es geht dabei um biografische Prozesse, in denen mehrfach Diskriminierte ein Stückchen mehr Macht für sich gewinnen, im Sinne politischer, sozialer und gesellschaftlicher Teilhabe an Entsch-

cheidungsprozessen. So kann dann auch die Bewältigung alltäglicher Lebensbelastungen in Form von Diskriminierung(en) gelingen. Menschen, die sich in Situationen des Mangels, der Benachteiligung oder der gesellschaftlichen Ausgrenzung befinden, sollen in einen Prozess der Selbstbemächtigung kommen können und innerhalb des unterdrückerischen Umfeldes Wege des selbstbestimmten Lebens finden. Aus einem Leben geprägt von Ohnmacht hin zur Entdeckung von Handlungsmöglichkeiten.

Für Schwarze Christ*innen und Christ*innen of Color hat der Begriff „Empowerment“ also eine tiefe Tradition. So führt Sarah Vecera in ihrem Podcast „Stachel und Herz“ (siehe Seite 23!) mit Thea Hummel aus: „Für Schwarze Menschen ist ‚Empowerment‘, nicht nur ein Wort. Für mich ist das eine Lebenseinstellung.“ Gerade vor dem Hintergrund, dass die vorangegangene Synode beschlossen hat, Schritte in Richtung auf eine diversitätssensible Kirche zu machen, ist es fraglich, ob es hilfreich ist, diese Begrifflichkeit mitsamt ihrer Tradition und ihrer Bedeutung für Christ*innen of Color und Schwarze Christ*innen ohne Einbeziehung eben dieser Menschen oder einer Reflexion dessen mit Bezug auf eine eindeutig mehrfach privilegierte Gruppe anzuwenden.

Im kirchlichen Umgang mit dem Begriff „Empowerment“ und der damit verbundenen Thematik wird die langwährende Schmerzgeschichte von Schwarzen Menschen und Menschen of Color mit Kirche fortgeschrieben. Die Tradition der Verwendung durch Schwarze

Christ*innen und Christ*innen of Color – die Teil der Evangelischen Kirche sind –, in der der Begriff Empowerment steht, wird durch die Ignoranz dessen unsichtbar gemacht. Es werden die entsprechenden Schwarzen Wissensarchive ausgelöscht, für deren Sichtbarkeit noch immer gekämpft werden muss.

Durch einen so geführten Diskurs zum Thema „Empowerment“ zeigt sich (wieder einmal), dass es keine Sensibilität und kein Mitdenken von Perspektiven von Menschen of Color und Schwarzen Menschen in der Kirche gibt. Es wird erneut schmerzhaft vor Augen geführt, welche Stimmen gehört und welche Traditionen sichtbar gemacht werden – und welche nicht.

„Empowerment steht für die Emanzipation Benachteiligter“, sagte Michael Domsgen in seinem Impulsreferat zum Thema „Empowermentsensibel Evangelium kommunizieren“ auf der vergangenen Synode. Ob die Menschen, die Mitte November auf der EKD-Synode zusammenkamen, um über die Chancen dieses Begriffes zu sprechen, die Tiefe dieses Satzes und dessen Bedeutung für die Meisterung des Alltags von mehrfach Diskriminierten begreifen können, bleibt an dieser Stelle offen. Es ist jedoch mehr als fraglich, ob sich weiße Christ*innen in unserer christlich geprägten Dominanzgesellschaft in Situationen des Mangels, der Benachteiligung oder der gesellschaftlichen Ausgrenzung befinden und aus diesen Gründen des Empowerments bedürfen. ◀



Foto: privat

Die
Schwarzen
Wissensarchive
werden
ausgelöscht.

Sarah Ntondele studiert Evangelische Theologie in Hamburg/Bochum und engagiert sich für eine diskriminierungssensible Theologie und Kirche.

pro und contra:

Soll die AfD verboten werden?



Foto: privat

Henning Theißen



Foto: dpa

Dietmar Woidke

Die Verfassungsschutzämter von Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen haben die drei Landesverbände der AfD als „gesichert rechtsextreme Bestrebung“ eingestuft. Ist es Zeit, gegen die ganze AfD ein Parteiverbotsverfahren zu starten? Dafür spricht sich Henning Theißen, Professor für Systematische Theologie an der Universität Greifswald, aus. Dagegen ist Dietmar Woidke, Ministerpräsident von Brandenburg.

Nicht mehr warten!

Es ist Zeit, die schärfste Waffe des Rechtsstaats zu zücken: ein Parteiverbot der AfD

HENNING THEIßEN

Es gibt ein reales Scheiternsrisiko bei einem AfD-Verbotsverfahren. Dennoch sollte dieser Schritt gewagt werden.

Kürzlich habe ich die Vorsitzenden aller Bundestagsfraktionen außer einer per Brief zu einem Spiel eingeladen. Sie sollten mir erklären, wie sie sich ein Verbot der in drei Bundesländern gesichert rechtsextremen AfD vorstellen, durften aber zwei in Stabreime verpackte Argumente der Juristen dabei nicht verwenden: dass a) ein Parteiverbot das „schärfste Schwert“ des Rechtsstaates sei, für das der Gesetzgeber b) „hohe Hürden“ aufgerichtet habe.

Ich kann nicht als Jurist sprechen, sondern nur als theologischer Ethiker. Diese Zunft folgte lange Kants Kategorischem Imperativ, der sich aber mit der „wehrhaften Demokratie“ nicht leicht tut. Denn wer den Feinden der Demokratie ein demokratisches

Instrument wegnehme, begeben sich auf ihre Stufe herab und schade letztlich der Demokratie. Im langen Schatten Kants liegt auch das diskursethische Argument, die AfD müsse vor allem politisch bekämpft werden.

Doch wie können gerade Spitzenpolitiker aus Regierungsparteien damit gegen einen Verbotsantrag argumentieren und gleichzeitig die täglichen Massendemonstrationen gegen Rechtsextremismus loben, die lautstark einschärfen, dass faschistische Parteien sich eben nicht dem „zwanglosen Zwang“ des besseren Arguments beugen?

Die andere große Ethiktradition, der Utilitarismus, bietet Chancen, solche Paradoxien aufzulösen. Nur wird sein Abwägungskalkül meist zu früh abgebrochen, wenn ein reales Scheiternsrisiko schon gegen einen Antrag sprechen soll: siehe den 2017 gescheiterten NPD-Verbotsantrag. Wirklich? Die NPD ist seither nicht stärker, sondern schwächer geworden, und das

laut Wählerwanderungen weniger wegen der Ausweichoption AfD, sondern weil sie vorher schon schwach war: zu schwach, um ihre Ziele auch durchzusetzen, befanden die Karlsruher Richter seinerzeit. Das kann aber im Vergleich mit der AfD, der angesichts von in Ostdeutschland über 30 Prozent Zustimmung bei der Sonntagsfrage ohnehin hinkt, kein Argument sein, mit einem Verbotsantrag zu warten, bis sie mit der Durchsetzung beginnt.

Man sollte dem Scheiternsrisiko ins Auge blicken, um festzustellen, dass erst die NPD-Verbotspleite den alternativen Weg eines Ausschlusses von der staatlichen Parteienfinanzierung eröffnete, der jüngst die Nachfolgeorganisation „Die Heimat“ traf. Oder die jetzt laufenden Überlegungen zur grundgesetzlichen Stärkung des Bundesverfassungsgerichts vor einer Einflussnahme extremistischer Parteien. Utilitaristisch nüchternes Kalkül kann die Blockade in

den Köpfen lösen und über das Scheitern eines Verbotsantrags hinausdenken lassen. Natürlich würde die AfD ein solches als Beweis ihrer Demokratie-, wenn nicht Regierungsfähigkeit feiern. Aber würde sie im umgekehrten Fall verboten, trüge ihr das einen Märtyrerstatus ein, der vergleichbare Sympathieeffekte mit sich brächte. Beides hält sich wohl die Waage.

Schließlich ein zumindest in seiner Zielgruppe „theologisches“ Argument: Ein Verbot würde die Christdemokraten zwingen, ihre „Brandmauer“, die zur Zeit nur latent für den Fall künftiger AfD-Wahlerfolge dasteht, (mani)fest zu machen, und zwar umgekehrt. Denn das Eingeständnis, erst vom Karlsruher Urteil dazu genötigt worden zu sein, wäre – egal,

wie dieses ausfällt und was die Christdemokraten dazu sagen – politischer Selbstmord für eine Partei, die heute fest damit rechnet, den nächsten Bundeskanzler zu stellen.

Ein Verbot gegen die AfD sollte umgekehrt in Karlsruhe gestellt werden. Die Demokratie kann dabei nur gewinnen. ◀

Vertrauen wir auf die Demokratie!

Wir sollten der AfD nicht den Gefallen tun, sich in der Opferrolle verschanzen zu können

DIETMAR WOIDKE

Es hat keinen Sinn, ein Verbot der AfD täglich einzufordern. Das hilft nur den Falschen. Wir brauchen jetzt die inhaltliche Auseinandersetzung.

Ganz klar: Die Demokratie muss sich gegen ihre Feinde wehren können. Das ist die wichtige Lehre aus dem Ende der Weimarer Republik und der Macht ergreifung der Nationalsozialisten. Das Grundgesetz bietet uns dafür mit dem Parteienverbot ein scharfes Schwert, für das hohe Hürden gesetzt sind. Zu Recht, wie ich finde. Denn vor einem Verbot muss vieles passieren.

Die AfD hat in den vergangenen Jahren immer wieder deutlich gemacht, was sie von unserer Demokratie und von unserer freien und offenen Gesellschaft hält – nämlich nichts. Und zwar nicht erst seit dem unseligen Tag im November 2023, als sich eine Gruppe von Rechtsextremisten mit AfD-Mitgliedern in Potsdam versammelt hat, um hinter verschlossen geglaubten Türen ihre Vertreibungsfantasien von Millionen Deutschen zu besprechen. Dagegen stehen gerade Hunderttausende, wohl Millionen, auf. Ich bin allen dankbar, die jetzt Flagge für Demokratie, Freiheit und Toleranz zeigen. Aber auch vorher wussten wir schon, was viele in der AfD von Andersdenkenden halten, von Menschen, die eine andere Herkunft oder Hautfarbe haben, von Menschen, die ein Leben leben, das nicht in ihr Gesellschaftsbild passt.

Dennoch sollten wir der AfD nicht den Gefallen tun, sich in der Opferrolle verschanzen zu können. Mit einem eilig gezimerten Verbotsverfahren jetzt würde genau das passieren. Wir haben Einrichtungen, die notwendige Materialien sammeln. Wir werden sehen, wie sich die Ordner füllen. Deshalb hat es keinen Sinn, ein Verbot täglich einzufordern. Das hilft nur den Falschen. Was wir jetzt brauchen: die inhaltliche Auseinandersetzung. Das haben wir im Januar im Brandenburger Landtag in der von der AfD beantragten Remigrationsdebatte erfolgreich gemacht.

Die AfD hat inhaltlich nichts zu bieten, ist rückwärtsgewandt und im Parlament vor allem destruktiv. Wenn sie ihre Politik durchsetzen könnte, wäre das der größte vorstellbare Schaden für unsere Gesellschaft, für unsere Wirtschaft. Gerade deshalb warnen auch Unternehmer und Gewerkschaften vor der AfD. Arbeitsplätze würden vernichtet, und gerade diejenigen, die in unserer Gesellschaft am wenigsten haben, würden darunter am meisten leiden: Geringverdienende und Arbeitslose.

Der Auftrag lautet also aus meiner Sicht: Stellen wir die AfD in der scharfen Debatte. Legen wir die vielen inhaltlichen Schwächen offen. Und setzen wir etwas Positives dagegen: eine solidarische Politik für den Zusammenhalt in Brandenburg und Deutschland. Eine gute, pragmatische Politik, die uns sicher durch diese schwierige Zeit der Transformation führt, die die Gesellschaft eint und die Wirtschaft stärkt. Und eine Politik

für diejenigen in unserer Gesellschaft, die hart arbeiten, damit der Laden läuft. Darüber müssen wir mit denen sprechen, die die AfD wählen oder darüber nachdenken, sie zu unterstützen. Wir müssen uns damit auseinandersetzen, woher der Frust kommt, der manche in die Arme der Rechtsextremisten treibt. Ich bin überzeugt: Wir haben die guten Argumente auf unserer Seite. Es gibt im Spektrum der demokratischen Parteien eine breite Auswahl an Ideen und Vorstellungen, links der Mitte, rechts der Mitte. Niemand braucht diese AfD – und das können wir im demokratischen Diskurs deutlich machen.

Reden wir also miteinander! Im politischen Raum, auf Veranstaltungen und Kundgebungen, aber natürlich auch im Privaten. Wenn wir uns zuhören, wenn wir

*Unser Auftrag lautet:
Stellen wir die AfD
in der scharfen Debatte.*

aufeinander zugehen und uns damit beschäftigen, wo andere herkommen und warum sie so denken, wie sie denken, dann können wir überzeugen. Das ist für mich die große Kraft der Demokratie: Wenn wir wirklich miteinander sprechen, setzen sich die guten Ideen durch – und die Inhaltsleere der AfD, ihre rückwärtsgewandte Politik, die wirklich niemandem hilft, wird dann sehr deutlich. Und dann braucht es kein AfD-Verbot, dann verliert sie von ganz allein ihre Bedeutung. ◀

Den Spiegel vorgehalten

ANNE-KATHRIN KRUSE

Religion ohne Opfer

SONNTAG JUDIKA, 17. MÄRZ

Da rief ihn der Engel des Herrn vom Himmel und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben und tu ihm nichts; denn nun weiß ich, dass du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen. (1. Mose 22,11–12)

Auf Gottes Geheiß bricht Abraham zum Berg Moria auf, um seinen Sohn Isaak zu opfern. Aber das verhindert ein Engel Gottes im letzten Moment. Christlicherseits wurde diese dramatische, beklemmende Erzählung „Opferung Isaaks“ genannt. Schon im Neuen Testament war sie im Blick auf das Leiden und Sterben Jesu als „Opfer“ passend gemacht worden (siehe Hebräerbrief 11,17–19). Dabei ist die Pointe der alttestamentlichen Erzählung, dass Isaak gerade *nicht* geopfert wird. Eher spiegelt sich zum Beispiel in der Erzählung von Jesus im Garten Gethsemane etwas von der Versuchung oder Prüfung, in die Gott Abraham führt.

Nachdem Abraham schon sein Land, sein Elternhaus und damit seine Vergangenheit hinter sich lassen musste, soll er nun auch noch sein Liebstes dahingeben, den lang ersehnten Sohn und mit ihm nicht nur die eigene Zukunft, sondern auch die seines Volkes Israel. Was ist das für ein Gott? Ist es einer, der sich an seine Verheißungen hält und die Menschen, die mit ihm aufbrechen, schützt und ihnen Zukunft schenkt? Oder hat Gott Spaß daran, die zu zerstören, die ihm vertrauen?

Der Hintergrund ist eine Welt, in der eigene Interessen notfalls auf Kosten des Lebens anderer durchgesetzt und Opfer, auch Kinderopfer, achselzuckend in Kauf

genommen werden. Und das ist bis heute der Fall. Warum spielt Abraham dieses Spiel mit? Eine Versuchung ist eine Krise, in der alles durcheinandergerät und zur Fratzte wird, was bisher Halt, Perspektive und Mut gegeben hat. Die Stimmen verwirren sich, werden nicht mehr unterscheidbar. Und welcher Stimme folgt Abraham? Der Gottheit *Elohim* (bis Vers 9), die unbedingten Gehorsam fordert, oder *Adonaj* (JHWH ab Vers 11), der seinen Verheißungen an Abraham treu bleibt und den Abraham als den Barmherzigen kennt?

Ich lese die Erzählung von Gottes großartigen Verheißungen vom Ende her und möchte sie so verstehen, dass Abraham Gott im unbedingten Vertrauen darauf gehorcht, dass dieser das böse Spiel selbst abbricht: In seinem Namen darf nie wieder ein Mensch geopfert werden. Und es bleibt die Vater-unser-Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“

Auf den Knien

PALMSONNTAG, 24. MÄRZ

Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist. (Philipper 2,8–9)

Am Palmsonntag versammeln sich jedes Jahr tausende Pilger auf dem Ölberg. Von dort ziehen sie mit Palmzweigen und unter Gesang und Gebet hinab in die Altstadt Jerusalems, in Richtung Grabeskirche. Steil bergab geht der Weg und zwingt in die Knie. So wie damals Jesus und seine Jünger samt einer kleinen Menge. Ein König auf einem Esel, der auf seinem kleinen Triumphzug unter Gesängen und Gelächter



Anne-Kathrin Kruse,
Dekanin i. R., Berlin

die selbst ernannten römischen Herren zum Narren hielt. Vielleicht sangen die, die Jesus folgten und priesen, Psalmen wie den vom erhofften Messias Gottes. Der so ist, wie Gott ihn von an Anfang an gewollt hat, geschaffen nach seinem Ebenbild, aber eben ein Mensch und nicht Gott. Ob sie mit dogmatisch aufgeladenen Begriffen – wie dem „Gottessohn, der Mensch wird, der sich selbst entäußert“ – hätten etwas anfangen können? Auf jeden Fall hatten sie – für heutige Ohren ungewohnt – Erfahrung mit „Raub“ durch die römische Besatzung, mit „Versklavten“ und „Erniedrigten“ und mit dem „Namen, der über alle Namen ist“, dem des einen Gottes Israels. Für Verfolgte, Rechtlose, Menschen, die mit dem Rücken zur Wand stehen, ist der Messias die einzige Hoffnung auf Befreiung aus ihrem Elend. Dort hat Jesus seinen Platz, solidarisch mit seinem von den Römern versklavten Volk. Und so ist auch unser Platz bei denen, die hierzulande erniedrigt werden.

Der Weg führt hinab, vorbei am Garten Gethsemane, wo Jesus mit Gott um Gehorsam ringt. Nicht vor den Mächtigen geht er in die Knie. Vielmehr kniet er vor denen nieder, die am Boden liegen. Jesus beendet die Anbetung der Mächtigen. Am Palmsonntag geraten die Pilger, die nach Jerusalem gekommen sind, in der Mittagshitze ins Schnaufen. Ihr Weg führt zur Grabeskirche, von den orthodoxen Christen *Anastasis*, „Auferstehung“, genannt. Jesus, der Messias, gekreuzigt, von den Römern, die Weltmeister im Kreuzigen sind, wird von Gott in der Auferstehung über alle imperialen Mächte erhöht. Aber der Grund für diese Erhöhung ist die tiefste Erniedrigung. Und angesichts dessen gehen nicht nur Pilger in die Knie.

Empathischer Gott

KARFREITAG, 29. MÄRZ

Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut: Eli, Eli, lama asabtani? Das heißt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (Matthäus 27,46)

Deutschland, wo bleibt dein Mitgefühl?“, fragte der Direktor der Frankfurter „Bildungsstätte Anne Frank“ Meron Mendel nach dem unvorstellbar grausamen Massaker der Hamas am 7. Oktober 2023. Statt einer Schweigeminute, statt spontaner Solidaritätsbekundungen oder Mahnwachen herrschte bleiernes Schweigen – und statt Mitgefühl vermeintliche Objektivität, ein „Ja, aber“, das die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft Deutschlands zur Komplizin machte. Wo blieb unsere Empathie, das Mitleiden mit den Opfern? Sich selbst zum Opfer zu erklären, obwohl alle Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, mag eine Rolle spielen. Aber kann uns der Karfreitag Empathie lehren?

Jesu letztes Wort am Kreuz ist die verzweifelte Warum-Frage aus Psalm 22, die ohne Antwort bleibt. Sie verbindet ihn mit all denen, die im Laufe der Geschichte sinnlos litten und ungetröstet und ohne, dass ihnen Gerechtigkeit widerfuhr, starben. Jesus klagt Gott dafür an. Er bricht mit dem apathisch-lieben Gott derer, die mit fremdem Leid nur von der Zuschauerbank aus etwas zu tun haben wollen.

Wo bist Du, Gott, im Leiden? Er ist da in Jesus Christus, in seinem Leiden. „O große Not! Gott selbst liegt tot. Am Kreuz ist er gestorben; hat dadurch das Himmelreich uns aus Lieb erworben“, heißt es in einem Passionschoral aus dem 17. Jahrhundert. Gott will bei denen sein, die ganz unten sind. Dass er mitleidet, können wohl am ehesten diejenigen sehen, die eigene oder fremde Passionsgeschichten durchleiden.

In der Auferweckung Jesu Christi schafft Gott Gerechtigkeit, macht sich solidarisch. Das Kreuz Jesu hält uns einen Spiegel dessen vor, wozu Menschen fähig sind. Und es stellt uns die Frage, wie wir uns zu Opfern von Ausgrenzung und Gewalt verhalten. Gott, warum haben wir dich verlassen? Der Schrei nach Gerechtigkeit bleibt laut. Und Gott schreit mit.

Bewegter Gott

OSTERSONNTAG, 31. MÄRZ

Er richtet den Bedürftigen aus dem Staub auf und hebt den Armen aus dem Müll, um ihn an die Seite von Fürsten zu setzen und den Thron der Ehre erben zu lassen. (1. Samuel 2,8)

Das vielleicht älteste Osterlied hat eine Frau gesungen, Hanna, die keine Kinder bekommen kann. Die mitleidigen Blicke sind für sie wie Gift. Und die scheinbar harmlosen Nachfragen, ob es immer noch nicht geklappt hat, wirken wie Salz in einer Wunde.

Hanna fällt in eine tiefe Depression, der Lebensmut hat sie verlassen. Sie würde kein Kind bekommen. Niemals. Endgültig wie der Tod. Aber manchmal steht dem „Niemals“ ein trotziges „Vielleicht“ entgegen. Hanna steht jedenfalls auf, isst, trinkt und geht in den Tempel. Bitter klagt sie Gott ihr Leid, ringt mit ihm um den Funken Hoffnung, der sie leben lässt. Gott sieht, hört und lässt sich von ihrem Gebet bewegen. Und „Hanna“, die Begnadete, wird tatsächlich schwanger. Dann hält sie einen Jungen im Arm. „Samuel“ nennt sie ihn. Und das heißt auf Deutsch: „Gott ist ein Gott, der hört.“

Lange bevor Frauen sehen werden, dass der Stein vor dem Grab Jesu weggewälzt wurde, singt Hanna ein Osterlied – von ihrer Auferstehung gegen das „Niemals“. Wie sie „aus dem Staub gehoben wird und zu Ehren kommt“. Aber sie begnügt sich nicht mit ihrem privaten Glück, sondern singt ein Auferstehungslied, von dem Gott, der die kleinen Leute aufrichtet, ihnen den Rücken gerademacht, den Kopf hebt und den Mund öffnet. Hanna singt von Gerechtigkeit für die Armen, von der Würde der Gedemütigten, vom Scheitern der Feindschaft und vom Sieg der Liebe und von einer Hoffnung, die der Trauer ins Wort fällt.

Zu dieser Gerechtigkeit gehört auch Gottes Unbestechlichkeit: Denn denen, die Schwächeren das Leben zur Hölle machen, lässt Gott ihre Bosheit nicht durchgehen. An die Auferstehung glauben heißt, den falschen Tod nicht hinnehmen, der Menschen mitten in ihrem Leben trifft.

Allein das Wort

QUASIMODOGENITI, 7. APRIL

Thomas sprach zu ihm:
Mein Herr und mein Gott!
Spricht Jesus zu ihm:
Weil du mich gesehen hast,
darum glaubst du?
Selig sind, die nicht sehen
und doch glauben!
(Johannes 20,28–29)

In der evangelischen Sankt-Michaels-Kirche im nordwürttembergischen Schwäbisch Hall ist ein Epitaph des Kunstschreibers Thomas Schweicker zu sehen. Er hat es schon lange vor seinem Tod im Jahr 1662 angefertigt. Unglaublich ist die Kunstfertigkeit, mit der Schweicker Psalmen und Gebete in Form der drei Kreuze auf Golgatha anordnet. Dabei konnte er seine Kunstwerke nur mit den Füßen erstellen. Denn Schweicker war ohne Arme geboren worden. So verweist das Epitaph auch auf das wundersame Handeln Gottes, der Menschen mit Beeinträchtigungen ganz andere, unerwartete Fähigkeiten verleiht. „Gott ist wunderbar in seinen Werken“ (Psalm 139,14), schreibt der Künstler in einem kleinen Porträt.

Das Epitaph krönt ein Gemälde, das die Szene zeigt, in der Jesus Thomas, Schweickers Namenspatron, gestattet, den Finger auf seine Wunden zu legen.

Ob Thomas das auch wirklich tut, wird nicht erzählt. Denn was dann passiert, ist nicht darstellbar. Man erfährt nur, dass Thomas sich zu Jesus, dem Auferstandenen, mit den Worten bekennt: „Mein Herr und mein Gott!“

Dass Jesus diejenigen seligpreist, „die nicht sehen und doch glauben“, verweist auf das Bilderverbot am Anfang der Zehn Gebote. Thomas Schweicker brauchte weder Bilder noch Wunder, um zu glauben. Er hielt sich einfach an den, der seinen Geschöpfen den Lebensatem einblies und sie damit zum Leben erweckte. Der nach der Erstarrung von Gewalt und Tod seinen Jüngern den Heiligen Geist einblies und sie an das erinnerte, was Jesus geredet hat.

Sehen können wir Gott nicht, aber auf sein Wort hören. Am Anfang war es – und es bleibt. ◀

Freiheit vom postkolonialen Erbe

Kritisch-religiöse Farbklänge in der Gegenwartsliteratur der Niederlande

CHRISTINA BICKEL

Die Niederlande und Flandern sind die „Gastländer“ der Leipziger Buchmesse, die in wenigen Wochen ihre Pforten öffnet. Über neuere Trends in der niederländischen Literatur berichtet Christina Bickel, die über das Erzählwerk Maarten 't Harts promoviert hat und Pfarrerin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck ist.

Die Niederlande präsentieren sich im März 2024 zur Leipziger Buchmesse als ein Gastland, das sich in einer bunten Vielfalt an eindrücklichen Publikationen poetisch, sprachgewaltig und kenntnisreich mit dem Leben in den Niederlanden und dessen historischen Wurzeln kritisch auseinandersetzt. Themen sind mitunter der Umgang mit der leid-

Trotz Säkularisierung spielt die Religion in einigen Werken eine wesentliche Rolle.

vollen Kolonialgeschichte aus Perspektive der People of Color, die Auseinandersetzung mit Trauer im streng-calvinistischen Milieu und der aufgeklärte Humanismus des spitzzüngigen und kosmopolitischen Denkers Erasmus von Rotterdam. Eine Aufklärung zum Wohle aller Menschen, die gleichsam von kapitalistisch-gierigen Händlern und Kolonialherren missbraucht worden ist, um vermeintlich unaufgeklärte Menschen in Lateinamerika, afrikanischen und asiatischen Ländern zu enteignen und auszubeuten. Das aufklärerische Denken wurde demnach als Überlegenheit gegen vermeintlich unaufgeklärte Menschen fehlgedeutet, woraus am Ende Machtmissbrauch und Unterdrückung resultierten.

Und obwohl die Niederlande ein stark säkulares Land sind, spielt die christliche Religion in einigen Werken eine nicht unwesentliche Rolle – ob intertextuell, formal oder inhaltlich-motivisch. Mal fällt im Kontext der Kolonialgeschichte ein dunkler Schatten voll frostiger Unmenschlichkeit und Machtmissbrauch auf sie, mal wird sie in das warme Abendrot der Sonne als Verweis auf ihre vergänglich, sich durch kulturelle Aneignung stets verändernden Erscheinungsformen getaucht.

Vermeintlich liberal

Simone Atangana Bekonos Debutroman „Salomé's Zorn“ (niederländisch: *Confrontaties*, 2020) erzählt aus Perspektive der Protagonistin Salomé Henriette Constance Atabong von Rassismus als Erbe des Postkolonialismus, der auch im 21. Jahrhundert nicht aus der vermeintlich liberalen niederländischen Gesellschaft verschwunden ist. Ebenso wie die Autorin ist auch Salomé Atabong Tochter eines kamerunischen Vaters und einer niederländischen Mutter. Bereits der Name der Hauptfigur verweist auf die neutestamentliche Salomé-Erzählung – Salomé, die sich vom König Herodes den Kopf Johannes des Täufers auf einem Silbertablett bringen lässt und als „femme fatale“, als verhängnisvolle Frau, Verderben bringt.

Auch das Leben von Bekonos Salomé Atabong verläuft durch die Verwobenheit in Strukturen rassistischer Gewalt fatal. In der Schule erfährt sie Mobbing, und auf dem Nachhauseweg werfen sie zwei Schulkameraden vom Fahrrad, bespucken sie, zücken ihre Smartphones und filmen sie im Schlamm liegend, fluchend und ungeschützt. Das erfahrene Leid und die Gewaltstrukturen werden ihr schließlich zum weiteren Verhängnis: Aggressiv und

impulsiv wird sie als Reaktion darauf einem ihrer jugendlichen Widersacher zum Verderben, indem sie buchstäblich nach dem Diktum „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ an ihm Rache verübt und dessen Auge schwer verletzt. Daraufhin muss sie eine Haftstrafe absitzen. Sie bleibt auch im Gefängnis nicht frei und muss auch dort Gewalt gegen People of Color erleben. Ihr Therapeut, einst Teilnehmer an einer geschmacklosen Afrika-Reality-Show, meint beispielsweise herablassend, dass er schon immer Respekt vor dem primitiven Leben in Afrika gehabt habe.

In einem eigenen sowohl drastischen als auch traumwandlerisch-tastenden Sound erzählt Bekono eine Geschichte von Schuld, Scham und Wut. Während die Mordmotive der biblischen Salomé im Dunkeln bleiben, füllt Bekono diese Leerstelle mit dem Tatmotiv und evoziert dadurch die Frage nach der Legitimität des Rachehandelns der Protagonistin. Es ist ein Roman, der beunruhigt, irritiert – und im besten kafkaesken Sinne wie ein





Foto: picture alliance

Ein wichtiges Thema in der Literatur wie auf Demonstrationen: Offener und versteckter Rassismus in der niederländischen Gesellschaft. Plakat auf einer Anti-Rassismus-Kundgebung in Utrecht.

Hammerschlag auf den Kopf der Lesenden wirkt.

In Kontrast dazu zeichnet Raoul de Jong in „Jaguarmann“ (niederländisch: „Jaguarman“, 2020) ein neues, befreiendes, postkoloniales Narrativ jenseits von Schwarz und Weiß: De Jong, der bei seiner niederländischen Mutter aufgewachsen ist, trifft nach 28 Jahren einen

Die Suche nach dem Jaguarmann ist die Suche nach der eigenen, wahren Identität.

Vater mit surinamischen Wurzeln wieder und begibt sich, ausgelöst durch diese Begegnung, auf die Suche nach dem Jaguarmann, nach seiner eigenen, wahren Identität.

Der Ich-Erzähler reist ins surinamische Paramaribu und verfolgt die Geschichte seines Vaters, seiner Vorfahren und der dort lebenden People of Color

bis nach Afrika zurück. Dabei stößt er neben Anton Koms „Wir Sklaven von Suriname“ auf das Buch „Voice of the Leopard: African Secret Societies and Cuba“ von Ivor Miller. Demnach soll einst aus einem Fluss in Nigeria vor langer Zeit die Stimme des Leoparden erklingen sein. Eine Stimme voll von Wissen, die bis heute in Form von Tänzen, Ritualen wie dem Winti-Zauber und Voodoo-Kult und Geheimschriften von der geheimen Gesellschaft „Ekpé – Leopard“ tradiert werde. Die höchstrangigen Mitglieder der „Ekpé“ könnten sich demnach selbst in die Raubkatze verwandeln. Durch Verschiffung der versklavten Menschen von Afrika ins lateinamerikanische Surinam sei der Leopard zum Jaguar geworden. Schließlich sei durch sich im Glaubenseifer überhöhende Missionare der angebliche „Fluch des Jaguars“ gebannt worden.

In einer berührenden persönlichen Ansprache schreibt der Ich-Erzähler an seinen Vater, dass es keinen „Fluch des Jaguars“ gebe, nur eine Superkraft, denn

der Jaguar habe sich nicht unterdrücken lassen. Dem Glauben seines Vaters, er stamme von Sklaven ab und sei nichts wert, setzt er entgegen, dass er von Jaguaren mit Superkräften abstamme, und er werde der Jaguarmann sein, den sein Vater verdiene.

Gebet an alle

De Jong schließt sein Buch, ein Buch, das von uns allen handelt, mit einem Empowerment und Gebet an uns alle, die wir Jaguarmenschen sind: „Habt keine Angst vor euren Superkräften. Nutzt sie! Zieht los und macht die Welt schöner! Es geht! Ein einzelner Mensch kann die Geschichte verändern. Seid euch darüber im Klaren, wie schön ihr seid. Und vergesst nicht zu tanzen. Amen!“

„Jaguarmann“ berührt dadurch, wie sich de Jong, postkolonialistischen Verletzungen zum Trotz, auf den Weg zu seinen Wurzeln begibt und Versöhnung durch Umdeutung einer bis in die Gegenwart



ERASMUS VON ROTTERDAM.

Zwickau, h. d. Gebr. Schumann.

Foto: akg

„Erasmus. Biografie eines Freigeistes“ nennt die Historikerin Sandra Langereis ihre Biografie des großen Theologen und Philosophen.

andauernden Leidgeschichte findet. Dies kommt im weisen Inhalt des Appells, gegossen in die westliche Form des Gebets, kraftvoll-heiter zum Ausdruck.

Unerzählt bleibt die Erlösung hingegen in (Marieke) Lucas Rijnevelds „Was man sät“ (niederländisch: *De avond is ongemak*, 2018). Der Autor stammt aus dem orthodox-calvinistischen Milieu der so genannten „Schwarzstrumpfc Calvinisten“ und folgt als junger Erfolgsautor mit unverwechselbarem Sound in der originellen Auseinanderset-

zung mit dem strengen Calvinismus der früheren Autorengeneration um Jan Siebelink, Jan Wolkers und Maarten 't Hart.

Rijneveld erzählt in einer eindrücklich-religiösen Bildsprache aus Perspektive der 12-jährigen Jas, wie sie und ihre Familie den Verlust ihres Bruders Matthis verarbeiten, der beim Schlittschuhfahren ins Eis eingebrochen ist. Mit strenger Opfertheologie sozialisiert, gibt Jas sich dafür die Schuld, da sie den Tod als Ersatzopfer für ihr geliebtes Kaninchen, das sie nicht hergeben

wollte, versteht. Jas zieht sich immer mehr in sich selbst zurück und vergräbt sich in ihre rote Winterjacke (niederländisch: „jas“), die ihr ihren Spitznamen eingebracht hat. Die Verstumme hofft auf ein Wunder, eine Wende des Geschehenen, auf eine Art Auferstehung. Um zu testen, ob ihr innigster Wunsch erhört werden kann, bricht sie einem Engelchen aus Plastik die Flügel ab. Ein göttliches Zeichen blieb aus – keine nachwachsenden Flügel. Das Engelchen landete schließlich zwischen „vergessenen roten Zwiebeln“ als Symbol dafür, dass die liebevollen Tränen, die Jas um ihren Bruder weint, resonanzlos bleiben.

Rijnevelds Roman berührt durch den spielerisch-ernsten Umgang der jungen Protagonistin mit der streng religiösen Prägung ihres Elternhauses und dem Changieren zwischen der Brüchigkeit im Leben und der Hoffnung auf eine bessere Zeit.

Eine monumentale Biografie von der Kindheit bis zum Tod hat schließlich die Historikerin Sandra Langereis mit „Erasmus. Biografie eines Freigeistes“ vorgelegt. Darin zeichnet sie, wie im Prolog beschrieben, dessen Leben und Werk.

Auf der Weltbühne

Ihr opus magnum weist Ähnlichkeiten mit dem bronzenen Standbild von dem großen Humanisten und Denker Erasmus in Rotterdam auf. Denn wie die Plastik von Hendrick de Keyser Erasmus ikonisch mit Buch, Mantel und Kappe abbildet, so sei auch ihr Werk, ähnlich der Abbildung eines Schauspielers, die Abbildung davon, wie sich der Denker und Humanist 1536 auf der Weltenbühne in seinem Werk und der Wahrnehmung der Zeitgenossen als Kosmopolit präsentiert hat und schnell zu großer Berühmtheit, Königen gleich, avancierte.

So ist Erasmus beispielsweise bereits um 1600 in Japan durch das Handelsschiff „Liefde“ (deutsch: „Liebe“) der Niederländischen Ostindien-Kolonie bekannt geworden, welches Erasmus als Gallionsfigur getragen hat. An den Handelsaustausch erinnert im Tokioer Nationalmuseum eine Skulptur, die als „christliches Objekt“ bezeichnet wird und die kulturelle Begegnung zwischen Ost und West symbolisiert. Es sind Begegnungen, die heutzutage durch die auf den Denker zurückgehenden Erasmus-Stipendien für Auslandsstudien gefördert werden.

Langereis erzählt, wie der berühmte Rotterdamer die philologisch-kritische Ausgabe des „Novum Testamentum“ erarbeitete hat, welches zunächst „Novum Instrumentum“ genannt wurde, um nicht in den Verdacht der Ketzerei mit einer neuen Bibelausgabe neben der Vulgata zu geraten.

Hochgebildet in den Schriften der Antike, auch in den kirchlich zensierten wie etwa den Komödien des Terenz, kämpfte Erasmus Zeit seines Lebens für die Mündigkeit des Individuums. Er befreite sich selbst durch das Schreiben vom frommen, autoritären Klosterleben der Chorherren, bei denen er aufgewachsen war. Denn sie glaubten ihm zufolge kritiklos und fundamentalistisch, hielten sich an „formelle Rituale“, „abstumpfende Regeln“ und waren als „devote Barbaren“ voller Ignoranz gegenüber den klassischen Sprachen.

Langereis ist ein differenziertes und kenntnisreiches Portrait des niederländischen Humanisten, Philologen und revolutionären liberalen Theologen gelungen. Sie

beschreibt ihn als widerständigen, weit in Europa gereisten Freigeist, eckig und kantig eingezeichnet in die (Gelehrten-)Welt und Umwelt seiner Zeit. Die Biografie zeigt, welche hohen Güter freies Denken und kritische Theologie sind. Sowohl bei „Jaguarman“ wie bei der Erasmus-Biografie ist zudem die Ambivalenz des aufklärerischen Denkens zu beobachten.

Gegen Fundamentalismen

Die vier vorgestellten Werke der niederländischen Gegenwartsliteratur sind in diesen Zeiten des zunehmenden Rechtsrucks, des erstarkenden Rassismus und Antisemitismus mit ähnlichen Dynamiken fast überall in Europa thematisch besonders aktuell. Die Bücher liegen am Puls der Zeit, sie bedrücken, rütteln auf, regen zu selbstständig-kritischem und originellem Denken an, fernab von religiösen oder ideologischen Fundamentalismen.

Die Werke übermalen gekonnt mit fein nuancierten Farbakzenten in unterschied-

lich schimmernden poetischen Lasuren blinde Flecken, schwarz-weiße bedrückende Enge bis hin zur Gewalt. Bisweilen gelingt es ihnen, die Welt neu einzufärben. Doch dann bahnt sich die Vergangenheit auch immer wieder ihren Weg zur Oberfläche und bricht wie Craquelés alte Bilder, wie Risse im Firnis, hervor. Es sind Risse, die durch unterschiedliche Spannungen in der Leinwand und vorgenommene Retuschen besonders zutage treten, aber ebenso dazugehören.

Die literarischen Werke zeigen Religion in Brüchigkeit und Spannungen.

Religion in Brüchigkeit und Spannungen, dadurch zeichnen sich die literarischen Bilder der vier Autor:innen aus. Jedes für sich kann als Hommage an Frieden und Freiheit gelesen werden – ob von Trauer, Rassismus, postkolonialem Denken oder fundamentalistischer Religiosität. ▽

APS

MEHR SEIN

12. Internationaler Kongress für Psychotherapie und Seelsorge — 17.–20. April 2024 in Würzburg

Anmeldung online:
www.APS-Kongress.de

Die Wahrheit des Fiktiven

Jon Fosses poetische Religion

KARL TETZLAFF



„Das Schreiben“, so hat es der norwegische Schriftsteller Jon Fosse einmal geschrieben, „hat mir das Religiöse eröffnet und mich zu einem religiösen Menschen gemacht.“ Der Nobelpreisträger des vergangenen Jahres thematisiert in seinem Werk immer wieder Religion sowie den Glauben an und die Suche nach Gott. Diesen wichtigen Aspekt von Fosses literarischem Schaffen analysiert der Theologe Karl Tetzlaff, seit kurzem Geschäftsführer der Stiftung Leucorea in Wittenberg.

„Da bin ich ein Romantiker“, antwortet Jon Fosse auf die Frage, ob das Nobelpreiskomitee mit der Aussage, er wolle „dem Unsagbaren eine Stimme verleihen“, richtig gelegen habe. Es sei, so fügt er an, aus seiner Sicht tatsächlich „der Sinn von Literatur, etwas zum Ausdruck zu bringen, das man auf andere Weise nicht sagen kann“. Diese Zielstellung unterscheide das literarische Schreiben mithin von anderen Formen des Sprachgebrauchs. In seiner Nobelpreisrede verweist Fosse hier auf die im religiösen und politischen Bereich verbreitete Praxis der „Verkündigung“, der es um das Vermitteln eindeutiger Wahrheiten gehe, während „guter Dichtung“ ein derartiger Anspruch fehle.

Nach Fosses Verständnis sind Schriftsteller nämlich gelingendfalls durch ein Bewusstsein der eigenen sprachlichen Grenzen geleitet, das dann in jedem geschriebenen Wort mit artikuliert wird. Im Hintergrund steht seine praktische Erfahrung, den Schreibprozess nicht vollends in der Hand zu haben, sondern darin immer auch von einem unkontrollierbaren „anderen“ abhängig zu sein. „Das Schreiben“, so heißt

Fühlt sich durch ein Bewusstsein der eigenen sprachlichen Grenzen geleitet, der Schriftsteller Jon Fosse.

es mit Bezug auf diesen „anderen“ in einem von Fosses wenigen poetologischen Essays, „hat mir das Religiöse eröffnet und mich zu einem religiösen Menschen gemacht“. Fosse im Umweg über die Literatur gewonnene Religiosität hat trotz seiner medial häufig erwähnten Konversion zum Katholizismus eine überkonfessionelle, höchst individuell geprägte Eigenart. Sie äußert sich ohnehin nicht im Modus der Verkündigung, deren lautstarker Eindeutigkeitsfuror dem früheren Quäker fremd ist.

Fosses Selbstbezeichnung als Romantiker liegt angesichts des von ihm vertretenen Literaturverständnisses nahe. Denn die etwa durch Friedrich Schlegel formulierte Einsicht, dass beim Schreiben stets „etwas zurück“ bleibt, „was sich nicht äußerlich darstellen lässt, weil es innerlich ist“, gehört zum Grundbestand romantischen Gedankenguts. Laut Schlegel, auf den Fosse sich bisweilen ausdrücklich bezieht, vermag aber zumindest „in göttlichen Sinnbildern“ angedeutet werden, was der Versprachlichung letztlich entzogen bleibt. Analog dazu entdeckt Fosse die Produktivität religiöser Ausdrucksformen darin, jenem unsagbaren „anderen“ nahe-zukommen, den er auch „den anderen in mir“ nennt. Zugleich wird in seinen Büchern die bleibende Begrenztheit dieser Annäherung stets mit reflektiert – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der modernen Skepsis gegenüber religiösen Ausgriffen ins Metaphysische.

Zum Lachen

Eine solche Skepsis wird durch den Protagonisten von Fosses Hauptwerk *Heptalogie* (2019–2021) antizipiert, nachdem er, um sich von einer bedrängenden Trauer zu befreien, das Kyrie Eleison gebetet hat. „Könnte mich jemand sehen“, stellt er sich vor, „er würde sich schief lachen, so in einem Auto zu sitzen und *Kyrie eleison Christe eleison* zu sagen, das ist zum Lachen, sonst nichts, aber sollen sie ruhig lachen, denn es hilft! es hilft!“ Asle, so der Name des Protagonisten, betrauert den Verlust seiner Frau Ales, der ihm auf den fast 1200 Seiten der *Heptalogie* immer wieder den Boden unter den Füßen wegzuziehen droht. Nicht nur an der zitierten Stelle aber gelingt es Asle, durch das Sprechen eines Gebets seine inneren Gegenkräfte gegen die ihn beherrschende Trauer zu mobilisieren. So lächerlich es, objektiv betrachtet, auch sein mag, einen

göttlichen Herrn um Erbarmen zu bitten, so bestärkend ist dies aus Asles subjektiver Perspektive, weil er sich dadurch auf etwas Unbedingtes zu besinnen vermag, das „tief drinnen ist“ und „über das ich nichts sagen kann“.

An anderer Stelle spricht Asle das Vater Unser und fragt sich: „was meine ich damit? Warum sage ich diese Worte? An wen wende ich mich damit?, es sind nur Worte, ja bildliche Sprache, Metaphern, wie sie es nennen, [...] aber wenn ich diese Worte sage, spüre ich deutlich, ja deutlicher diese Nähe, ja von Gott, und von Ales“. Er wende sich im Gebet „an das, was mir von Gott nahe ist und was in mir ist“. Das Potenzial

*Wollen religiöse
Sprachformen mehr sein
als nur fiktiv, verfehlen
sie ihre Wahrheit.*

der religiösen Artikulation wird hier also im Aussprechen einer ansonsten unsagbaren Innerlichkeitsdimension entdeckt, die über die Grenzen des endlichen Lebens hinauszudeuten scheint. Für Asle ist sie der Ort, an dem seine verstorbene Frau ihm nahe bleibt, wobei es keine Rolle spielt, ob es „Gottes Nähe ist oder die von Ales“, der er dort teilhaftig ist: „einmal habe ich“, so erinnert er sich, „ein Gedicht gelesen, in dem hat es geheißt, Gott ist meine toten Freunde“.

Nicht zufällig war es ein poetischer Text, der ihm erschlossen hat, dass die Rede von Gott ein Ausdrucksmedium für die ihn bedrängenden Erfahrungen von Verlust und Trauer sein kann. Asle ist Maler und hat einen ästhetischen Zugang zum Religiösen. Aus seiner Sicht „fallen Religion und Kunst in eins“, weil „sowohl Bibel als auch Liturgie Fiktionen“ sind, die einzig „als solche ihre Wahrheit“ haben. Wollen religiöse Sprachformen mehr sein als nur fiktiv, verfehlen sie demnach ihre Wahrheit, die eben in ihrem Potenzial zur Artikulation jener innerlich empfundenen Unbedingtheit liegt. „Doch trotz allem können sowohl Gebete und die Messe und vor allem die Eucharistie uns Gott näher bringen, [...] näher an das leuchtende Dunkel in einem selbst“, sagt Asle, der, wie Fosse, zum Katholizismus konvertiert ist. Sie können es aber nur, wenn sie nicht selbst zum Glaubensgegenstand werden, zu einer objektiven Heilsquelle, jenseits ihrer subjektiven Aneignung, zum „Abgott“, wie Asle einschärft.

Gedanken über Sinn und Möglichkeit der Rede von Gott durchziehen die *Heptalogie*. „Ich denke, Gott ist so fern, dass man nichts über ihn sagen kann und darum sind alle Vorstellungen, die man sich von Gott macht, falsch, und zugleich ist er so nah, dass wir ihn auch fast gar nicht merken können, denn er ist eigentlich der Grund im Menschen, oder auch der Abgrund“, sagt Asle. Irgendwo zwischen dem Gefühl einer unverbrüchlichen inneren Gegründetheit und dem abgründigen Eindruck, angesichts des Todes ins Bodenlose zu fallen, changieren seine Reflexionen. Als Maler ist er dabei von einem intimen Wissen über die Vorläufigkeit aller Versuche geleitet, das Göttliche, jenen „Grund im Menschen“, zu erfassen. Für ihn steckt „die Wahrheit im Ungesagten, denn sie verschwindet und ist weg, sobald man versucht, sie auszudrücken, du sollst dir kein Bildnis machen von Gott, so steht geschrieben, [...] und gerade das tue ich nicht, wenn ich male und mir das Malen gelingt, dann mache ich ein Bild von etwas ganz anderem und dadurch vielleicht von Gott“. Die Anmaßung, Gott vollends ins Sichtbare zu ziehen, sich also selbst ganz haben und anschauen zu können, geht ihm ab. Aber dies führt nicht zur Kapitulation vor dem Unausprechlichen, sondern zur Produktion von Bildern, die dessen bleibende Entzogenheit zum Thema haben. Jedes der sieben Teile der *Heptalogie* beginnt mit der Betrachtung eines Bildes, auf dem zwei Striche ein Kreuz bilden.

Gekreuzte Striche

„Negative Mystik“ ist der Titel des bereits angeführten Essays, in dem Fosse über die religiösen Beweggründe seines literarischen Schaffens Auskunft gibt. Der Titel offenbart das theologische Programm, dem Fosse sich verschrieben hat und das im Bild der zwei gekreuzten Striche einen sinnvollen Ausdruck findet. Negativ ist seine literaturgewordene Mystik darin, dass sie, wie es heißt, „Gott in einer gottlosen Welt“ nahezu kommen versucht. Ihr Ausgangspunkt ist nicht der Augenblick einer erfüllten Einheit mit dem (göttlichen) Ganzen, sondern es sind Momente von Sinnenleere und Vereinzelung. Vermittels solcher Momente, also über die *via negativa*, um einen Zentralbegriff der mystischen Tradition zu nennen, verläuft bei Fosse der Überschritt zum Religiösen. Nicht umsonst wird der mittelalterliche Theologe Meister Eckhart

in seinen Romanen immer wieder angeführt. „Meister Eckhart“, heißt es in der Heptalogie, „hat recht damit, dass diejenigen, die nicht an Gott glauben, wirklich an Gott glauben“.

Die paradox anmutende Aussage unterstreicht eine Kerneinsicht der apophatischen („absagenden“, „verneinenden“) Mystik: Gottes Unbestimmbarkeit, an der alle menschlichen Bestimmungsversuche zerbrechen. Wer in ihrem Sinne dem Weg der Negation aller bestimmten Vorstellungen von Gott oder vom Göttlichen folgt, für den öffnet sich aber schließlich die *via affirmativa*, der zufolge Gott, weil bar jeder konkreten Bestimmtheit, eben zugleich alles beziehungsweise in allem ist. „Gott“, sagt dementsprechend Asle, „ist der Grund, der Abgrund, ja das in-

überwunden wäre. Sie wird vielmehr zum Ausgangspunkt einer rastlosen Suchbewegung, die Fosses Protagonisten permanent vollziehen: Asle legt im Laufe der *Heptalogie*, die in einem nicht enden wollenden Satz verfasst ist, immer wieder die gleiche Strecke mit dem Auto zurück, ohne dabei an ein festes Ziel zu kommen. Die *Trilogie* (2014) erzählt von einem jungen Elternpaar auf der Flucht, das erfolglos nach einer festen Herberge sucht. Fosses jüngstes Buch *Ein Leuchten* (2023) beginnt mit einem plötzlichen Aufbruch ins Ungewisse.

Lähmende Langeweile

„Ich fuhr los. Das tat gut. Bewegung tat gut. Ich wusste nicht, wohin ich wollte. Ich fuhr einfach“, lauten die ersten Sätze von *Ein Leuchten*. Der Protagonist bricht so plötzlich auf, weil ihn eine lähmende Langeweile erfasst hat. „Nichts, was mir zu tun einfiel, bereitete mir Freude“, sagt er, „und darum tat ich einfach irgendwas. Ich setzte mich ins Auto und fuhr los“. Noch auf der ersten Seite des Buches bricht die Aufbruchsbewegung des Protagonisten aber jäh ab. Sein Auto fährt sich in einem einsamen Waldstück fest. „Jetzt stehe ich hier, sitze ich hier, dachte ich, und ich fühlte mich leer [...], leer wie in einem Nichts drin“, heißt es da. Das Gefühl der Nichtigkeit nimmt weiter zu, als der Ich-Erzähler, um nach Hilfe zu suchen, angstvoll einen

finsteren Waldpfad beschreitet. Dort umgibt ihn eine „schwarze Dunkelheit, es ist, als ob nichts zu sehen wäre“, bis sich „im schwarzen Wald, unter dem schwarzen Himmel“ schlagartig ein ominöses Leuchten abzuzeichnen beginnt: „Ein weißes Leuchten. Der Umriss von einem Menschen. Ein Mensch in einem weißen Leuchten“, vor dessen Anblick er wie erstarrt stehenbleibt.

Als Fosses Ich-Erzähler die leuchtende Gestalt fragt, wer sie denn sei, bekommt er dieselbe Antwort, die auch Mose in Exodus 3,14 aus dem brennenden Dornbusch erhält: „Ich bin, der ich bin“. Die von Reinheit und Klarheit umglänzte Gotteserscheinung, der er hier also teilhaftig wird, lässt ihn zunächst zurückschrecken. Am Ende der Erzählung kommt er ihr aber äußerst nahe: „es ist ein wenig“, sagt er dann, „als wäre ich nicht ich selbst, sondern als wäre ich Teil der schimmernden Gestalt geworden [...], ich bin wie in einem Grau, das mich, ja alles, was es gibt, umfängt, aber es gibt irgendwie nichts mehr“.

Wiederkehrende Zweifel

Durchbrochen wird diese in der Wald-einsamkeit erlebte Epiphanie durch wiederkehrende Zweifel des Protagonisten. Zwischendurch fällt ihm auf, dass er die göttliche Gestalt nur bei geschlossenen Augen, also als eine Art inneres Bild, gesehen hat. Als er sie wieder öffnet, ist das Leuchten verschwunden. Immer wieder hat er den Eindruck, bloße Halluzinationen zu haben, die seine Ängste nach außen hin projizieren. Gleichwohl nimmt ihm das in seinem Realitätsgehalt zweifelhafte Erlebnis die immer wieder aufkeimende Furcht und vermittelt ihm am Ende sogar das Gefühl, in einem großen Ganzen aufgehoben zu sein.

Dass dieses „alles, was es gibt“ umfangende Ganze, für das die leuchtende Gestalt steht, zugleich als „eine Leere, ein Nichts“ beschrieben wird, markiert dessen bleibenden Entzogenheitscharakter. Es stellt die Suchbewegung des Protagonisten nicht abschließend still, weil ihm keine positiv zu beschreibende Realität entspricht. Annäherungen ans erfüllende Ganze aber sind möglich. Darin liegt das Versprechen von Religion und Kunst, wie Fosses Werke eindrucksvoll zeigen. Sie mögen bloße „Fiktionen“ sein, doch haben sie gerade „als solche ihre Wahrheit“. ◀

An Gottes Unbestimmbarkeit zerbrechen alle menschlichen Bestimmungsversuche.

nerste Bild in einem jeden Menschen, wie ein gefülltes Nichts, wie ein leuchtendes Dunkel, und darum gibt es alles, weil Gott mit allem, das er ist, in jedem Menschen gegenwärtig ist, denn Gott ist in der Seele und die Seele in Gott, wie Meister Eckhart es gesagt hat“. Doch bedeutet diese affirmative Wendung nicht, dass die negative Einsicht in die Unbestimmbarkeit Gottes



Humorvoll berichtet **MARION MOSER** über ihre Pilgerreise vom Norden Deutschlands bis in die Schweiz.

Behutsam spricht sie von eigenen religiösen Erfahrungen. Es geht um Herausforderungen und die Schönheit des Unterwegsseins. Der Weg wird zu einem Erleben mit sich selbst sowie mit Gott und der Welt.

Meine Füße, der Rucksack und ich
Begegnungen und Erfahrungen
am Rande eines Pilgerwegs

240 S.
ISBN: 978-3-87214-580-2 Preis: 17,90 €
Softcover 11,4x18,9 cm auch als E-Book



Erhältlich im Webshop des Verlags oder in jeder Buchhandlung
Erlanger Verlag für Mission und Ökumene

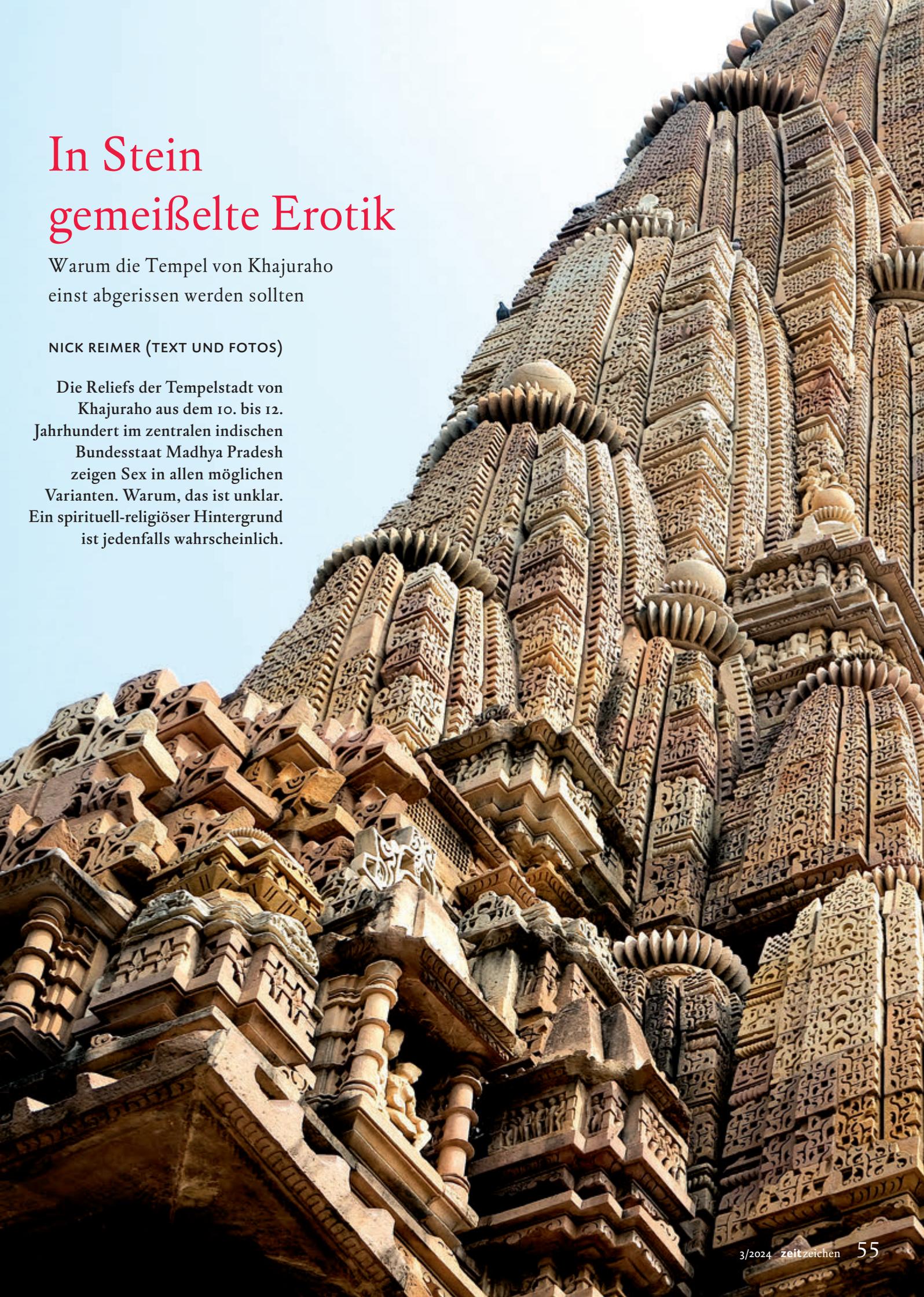
Hauptstr. 2, 91564 Neuendettelsau, Tel: 09874-91500 – www.erlanger-verlag.de

In Stein gemeißelte Erotik

Warum die Tempel von Khajuraho
einst abgerissen werden sollten

NICK REIMER (TEXT UND FOTOS)

Die Reliefs der Tempelstadt von
Khajuraho aus dem 10. bis 12.
Jahrhundert im zentralen indischen
Bundesstaat Madhya Pradesh
zeigen Sex in allen möglichen
Varianten. Warum, das ist unklar.
Ein spiritueller-religiöser Hintergrund
ist jedenfalls wahrscheinlich.





Was die Tempel alle eint: Sie sind mit derart explizit sexuellen Darstellungen verziert, dass man meinen könnte, das Kamasutra, der indische „Leitfaden zur Liebeskunst“, sei hier ursprünglich bebildert worden. Dargestellt werden vollbusige Frauen, die kokett ihre Arme in die Hüftstemmen, kniende Frauen, die Penisse von stehenden Männern bespielen, gebückte Frauen, hinter denen ein Mann am Werke ist – etliche der Skulpturen sind so fein aus Stein gemeißelt, dass sie auch nach eintausend Jahren noch lebendig wirken.

Nicht nur Sex

Freilich zeigt nicht jedes Ornament Details einer ekstatischen Sexorgie. Manchmal sind Drachen dargestellt, Elefanten, Krieger oder mit Flügeln behaftete Fabelwesen. Es gibt auch Alltagsszenen, nur etwa ein Zehntel der Plastiken befasst sich mit erotischen Handlungen. Die scheinen aber an den Außenmauern der Tempel immer im Zentrum zu stehen. Und sie scheinen in ihren Darstellungen das nur Denkbare in Sachen Geschlechtsverkehr ausreizen zu wollen – bis hin zur Sodomie, also dem Sex mit Tieren.

Eine Frau sitzt, die Beine weit gespreizt, rittlings auf einem Mann, offensichtlich ist das Paar im Geschlechtsverkehr ver-eint. Zwei andere Frauen liegen ihnen zur Seite, und lieblosen einander, der Mann fasst beiden in den Schritt.

Ist das jetzt heilig? Oder Kunst? Blasphemie? Oder Pornografie? Jedenfalls ist es Sandstein. Und mindestens eintausend Jahre alt. Wir befinden uns in der Tempelstadt von Khajuraho im zentralen indischen Bundesstaat Madhya Pradesh. Eigentlich ist die verschlafene Kleinstadt keine Reise wert – wären da nicht diese heiligen Bauwerke. Es gibt eine Tempelgruppe im Westen, die dem Hinduismus geweiht ist. Es gibt eine Ostgruppe, deren Bauwerke zu großen Teilen dem hierzulande wenig bekannten Glauben des Jainismus huldigen. Die Jainisten, weltweit etwa 4,4 Millionen Menschen, treten für die Nichtverletzung von beseelten Existenzen ein, also beispielsweise von Tieren. Und es gibt eine Südgruppe sowie eine Vielzahl von Einzeltempeln, die darauf schließen lassen, dass die Tempelstadt aus dem 10. bis 12. Jahrhundert einst viel größer war, als die Überreste heute noch belegen.





Nicht jedes Ornament zeigt Details einer ekstatischen Sexorgie. Manchmal sind Drachen dargestellt, Elefanten, Krieger oder mit Flügeln behaftete Fabelwesen und auch Alltagszenen. Nur etwa ein Zehntel der Plastiken befasst sich mit erotischen Handlungen. Aber der Sex steht häufig im Zentrum der Bilder.



Fragt sich, wer heiligt hier wen? Und warum? „So ganz genau wissen wir das nicht“, sagt Rajendra Dwivedi. Der 34-Jährige betreibt in Khajuraho einen Antiquitätenladen, auch in seinem Sortiment gibt es üppige Tänzerinnen aus Bronze, „original aus den Tempelanlagen ausgegraben“, wie der Händler beschwört. Allerdings findet sich im Sortiment des Ladens nichts, was auch nur annähernd so anzüglich wäre wie die Sandsteinplastiken an den Tempelwänden. „Was wir wissen ist: Die Tempel wurden von der Herrscherdynastie der Chandelas angelegt“, sagt Rajendra Dwivedi.

Göttliche Körper

Die Chandelas beherrschten Nordindien zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert. „Es wird vermutet, dass sie den Tantrismus pflegten“, also eine esoterische Form des Hinduismus. Der Antiquitätenhändler sagt: „Innerhalb dieses Glaubens wurde der weibliche Körper als eine göttliche Erscheinung verehrt.“ Aber dazu kam dann wohl auch noch, dass sich die Herrscher der Chandelas selbst für vollkommen, ergo für anbetungswürdig gehalten haben, weshalb sie diese steingewordene „Erotik zum Staunen“ ganz bewusst gefördert haben: „Das hat wohl auch dem eigenen Machterhalt gedient.“ Und sollte vermutlich zugleich dafür sorgen, dass für die vielen Feldzüge jederzeit genügend Soldaten zur Verfügung stehen. Das ist die eine Theorie. Andererseits könnte „Mithuna“ eine Erklärung für die

Sandsteinerotik liefern: das „Himmlische Liebespaar“. In ganz Nordindien war die Darstellungen „Mithunas“ weit verbreitet, es gibt Plastiken, deren Ursprung auf die Zeit weit vor Christi Geburt datiert sind. Das Liebespaar symbolisiert die Vereinigung von gegensätzlichen Prinzipien, als die Mann und Frau damals angesehen wurden. Erst durch ihre Durchdringung wird ein Zustand überirdischer Harmonie erreicht, weshalb es einen weit verbreiteten Kult um dieses „Himmlische Liebespaar“ gab – bis hin zu „Mithuna-Ritualen“, in denen sich Frauen und Männer kollektiv zu vereinigen suchten. Heute würde man so etwas wohl als Gruppensex bezeichnen.

In Sanskrit, einer der ältesten Sprachen der Welt, sieht die Beschreibung des „Himmlischen Liebespaares“ so aus: मेधुन . Übersetzen kann man dies sowohl als „Paar“, „Vereinigung“ oder auch „Geschlechtsver-

Das Liebespaar symbolisiert die Vereinigung von gegensätzlichen Prinzipien, als Mann und Frau.

kehr“. Die Sandsteinbildhauer in Khajuraho hatten also einen gewissen Interpretationsspielraum. Zudem schufen sie mit ihren Arbeiten auch eine Besonderheit in der indischen Kultur des Mittelalters, denn sie zeigen Surasundaris, auf Sanskrit सूरसुन्दरी, was mit „Himmlische Schönheit“ zu übersetzen ist. Abgesehen von Göttinnen wurden Frauengestalten bis dahin nie einzeln,

sondern nur in Begleitung von Männern abgebildet. So gesehen, emanzipierten sich die Frauen an den Tempelwänden in Khajuraho aus dieser Begleiterrolle, hier präsentieren sie sich als „Schöne Mädchen“, die in verschiedenen Posen ihre körperlichen Reize zur Schau stellen, auf dass der Betrachter diesen huldigen möge.

Andere Fragen der Tempelstadt sind bis heute noch weniger beantwortet – und werden es womöglich auch bleiben. Beispielsweise: Wo kam der Sandstein her? Rings um Khajuraho gibt es Basalt, Granit

Neben der Urheberschaft der filigranen Arbeiten ist ungeklärt: Warum entstand die Tempelstadt hier?

und vulkanisches Gestein. Frage Nummer zwei: Woher kamen die vielen Bildhauer, die in der Lage waren, derart fein zu formen? Vergleichbare Handwerkskunst sucht man in Indien vergebens.

Der Lakshmana-Tempel, etwa 950 fertig gestellt, besteht beispielsweise aus

fünf großen Einzelbauten und war für viele Jahrhunderte das größte dem Gott Vishnu geweihte Bauwerk. Lakshmi ist im Hinduismus die weiblich gedachte Seite des Göttlichen, hier hält beispielsweise eine Frau das erigierte Glied eines Mannes in der Hand, während sich ihr ein anderer von hinten nähert. Der um 1000 erbaute Vishvanatha-Tempel besteht wiederum aus mehreren hintereinander gestaffelten Hallen – und verehrt unter anderem Parvati, eine hinduistische Muttergöttin. Allein diese beiden Tempel sind mit abertausenden Skulpturen verziert. Neben der Urheberschaft der vielen filigranen handwerklichen Arbeiten ist auch diese Frage ungeklärt: Warum entstand die Tempelstadt ausgerechnet hier?

Wobei die fehlende Antwort auf diese Frage vielleicht ein Glücksumstand ist: Ab dem 13. Jahrhundert eroberten Moslems Indien. Das „Sultanat von Delhi“ breitete sich immer weiter aus, was vielerorts auch zum Glaubenskrieg führte und schließlich zur Zerstörung von Abbildern des „Himmlichen Liebespaars“. Auch die Dynastie der Chandelas geriet unter Druck, was sie

offensichtlich bewog, die Tempelstadt von Khajuraho aufzugeben. Der Urwald überwucherte sie bald, und weil hier nie eine Handelsroute vorbeiführte, gerieten die Bauten in Vergessenheit.

Prüde Gesellschaft

Was empfindet Rajendra Dwivedi, wenn er solche Plastiken betrachtet? Der 34-Jährige drückt ein bisschen herum, dann sagt er: „Die indische Gesellschaft ist heutzutage sehr prüde.“ Er selbst hat 15 Mal eine von seinen Eltern arrangierte Hochzeit abgelehnt, „beim 16. Mal habe ich eingewilligt, auch der Großmutter wegen, die mittlerweile sehr alt ist und den Enkel unter der Haube wissen wollte“. Rajendra Dwivedi hat heute einen vierjährigen Sohn. „Meine Frau ist schön“, sagt er, fügt aber an, dass Schönheit nicht das Wichtigste sei für eine erfolgreiche Ehe. Sein Vater ist hinduistischer Priester, weshalb die Familie zur ersten Kaste gehört. Ausgesucht werden konnte seine Frau auch nur in dieser Kaste. „Die Kasten entsprangen Purusha, dem Urmenschen“,



sagt Rajendra Dwivedi. Aus dessen Kopf entstand demnach die erste Kaste: Priester und Gelehrte. Die zweite Kaste, die Krieger, Fürsten und Beamten, sind aus dem Körper Purushas hervorgegangen, die dritte Kaste aus den Armen: „Das sind die Händler, Geldverleiher und Bauern“, sagt Rajendra. Aus den Beinen schließlich entsprangen die Arbeiter und Knechte. Eine Chance, die Kaste zu wechseln, gibt es nur durch die Wiedergeburt, und auch nur falls das Karma dafür ausreicht, weshalb die Gläubigen versuchen, viele gute Taten anzuhäufen.

Wieso betätigt er sich als Antiquitätenhändler, wenn er erste und nicht dritte Kaste ist? „Ich stehe ja nicht selbst im Laden“, sagt Rajendra, dafür hat er einen Angestellten. Er bietet zum Beispiel auch Stadtrundgänge an. Im Viertel der vierten Kaste – Kastemitglieder leben in eigenen Stadtteilen unter sich – gibt es ebenso wohlhabende Häuser, wie in seinem eigenen Viertel der ersten Kaste ärmliche Behausungen zu finden sind. „Es ist nicht so, dass die vierte Kaste die Armen sind, auch in der vierten Kaste kann man es zu etwas bringen!“ Freilich ist das

schwieriger als etwa für ihn, der in Delhi studiert hat und Deutsch mittlerweile so perfekt beherrscht, dass er manchmal für die deutsche Botschaft als Übersetzer arbeitet.

In Khajuraho haben die Frauen vor den Haustüren den Boden mit Kuh-Urin bestrichen, das soll die Moskitos abhalten, aus dem Dung der Kühe haben sie Figuren geknetet und mit Blumen verziert, um die Götter gnädig zu stimmen. Gewaschen wird sich in den Kastenvierteln in „Gemeinschaftsbädern“ – geflieste Gevierte mit Wasseranschluss. Frauen ziehen sich dabei nicht aus, sie tragen weiter ihren Sari, jenes traditionelle indische Frauengewand, das aus dichtem Stoff genäht ist. Zudem tragen sie beim Waschen ein Glöckchen mit sich, damit Männer Bescheid wissen. Mehrmals am Tag wird sich gewaschen, aber so pragmatisch, dass hier wirklich weit und breit kein Platz für Erotik ist.

Debatte in London

Welche Rolle die amourösen Tempelwände in seinem Alltag spielen? „Immerhin leben wir ja davon“, sagt Rajendra Dwivedi. Khajuraho mit seinen gerade einmal 25 000 Einwohnern ist die kleinste Stadt in Indien, die über einen Flughafen verfügt. Auch die Zuganbindung zur Hauptstadt Delhi, nach Agra mit seinem Taj Mahal oder zur heiligen Hindu-Stadt Varanasi ist gut. „Zu mancher Jahreszeit gibt es bei uns mehr Touristen als Einwohner.“ Schon seit 1986 zählt die Tempelstadt zum Weltkulturerbe der UNESCO, heute gehört sie zu den am meisten besuchten Sehenswürdigkeiten Indiens.

Dabei wäre sie beinahe abgerissen worden. Es war ein britischer Landvermesser, der 1833 die Tempel im tiefen Dschungel wiederentdeckte. Nach seinem detaillierten Bericht an den britischen König William IV. – Indien war damals Kolonie – entbrannte am Londoner Hofe eine ernsthafte Diskussion darüber, ob man diese Tempel nicht besser abreißen sollte. Die drastischen sexuellen Darstellungen wurden als „ausgesprochen obszön“ bewertet – und eben nicht als „schutzwürdig“.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde begonnen, die Tempel zu restaurieren, 25 von ehemals schätzungsweise 80 Anlagen sind heute zu besichtigen. Aber in Kha-



Antiquitätenhändler Rajendra Dwivedi verkauft Tänzerinnen aus Bronze.

juraho gibt es neben den geheiligten Hallen eben auch zu sehen, wie die indische Gesellschaft mit ihren tradierten Vorstellungen im 21. Jahrhundert kämpft. „This man has a very fresh banana“, erklärt ein Fremdenführer seiner Gruppe und nutzt einen Spiegel, um mit dem reflektierenden Sonnenlicht die Aufmerksamkeit tatsächlich auf das entsprechende Fries mit der erotischen Szene am Devi-Jagadambi-Tempel zu lenken.

Es gibt Gekicher, eine junge Frau hält sich erschrocken die Hand vor den Mund. Dann allerdings zückt sie doch ihr Handy, um ein Foto von der „frischen Banane“ zu schießen. Vermutlich würden ihre Freundinnen ihr sonst das Gesehene nicht glauben. ◀

Von wohl einst etwa 80 Tempeln sind heute nur 25 zu besichtigen.



Vergällt

Dr. Claus-Peter Lorenzen aus Lübeck zu Klartext und Robert Zoske „Wem gehört Sophie Scholl?“ (zz 10/2023):

Das Kinderevangelium nach Markus war im „Klartext“ Thema. Der kurze Ausschnitt aus dem Sonntagsevangelium endet mit einem Ausblick auf das Reich Gottes. Und dem theologischen Impuls „Kinder kommen auch im Grundgesetz nur als Teil der Familie vor. Sie haben keine eigenen Rechte“ – was für ein Unsinn. Kinder sind Menschen, alle Menschenrechte des Grundgesetzes gelten auch für sie. Völlig klar, in der juristischen Literatur unstrittig. Und was hat das mit dem Evangelium zu tun? Wenn schon

ein Ausflug ins Juristische – dann doch bitte eine konkrete Forderung, wie die Rechte der Kinder lauten sollten – und am besten noch mit einer Begründung, weshalb genau dies aus dem Evangelium folgt. Und dann noch ein Ausflug in die Tagespolitik: „Reiche Kinder haben beim Elterngeld eine Lobby. Arme Kinder dagegen nicht.“ Hier würde die Lektüre einer Tageszeitung reichen. Dann würde der Verfasser erkennen, dass beide Gruppen sehr wohl Lobbys haben – etwas anderes ist es, wer sich durchsetzt. Christen sollen den Mund aufmachen. Für die Kinder. Für andere Menschen doch wohl auch. In einer Ausgabe, in der Ralf Frisch darlegt, dass von Gott gesprochen werden muss, in der Mareile Lasogga überlegt, wie der Glaube in Krisen tragen kann, ist der theologische Impuls zum Kinderevangelium doch etwas sehr dünn. Und noch ein Beitrag, der mich als Juristen ärgert – eigentlich war es nur ein Halbsatz, der mir die Lektüre des Aufsatzes von Robert Zoske vergällte: „... so müssen die Aktivisten der Last Generation nicht um ihr Leben fürchten, aber schon ihre Gesinnung wird fatalerweise kriminalisiert und strafrechtlich verfolgt.“ Wo passiert denn das? Strafrechtlich verfolgt wird die Sachbeschädigung. Die Gesinnung würde verfolgt, wenn jemand eine flammende Rede hielte oder wie die Weiße Rose Flugblätter verteilte. Gebäude zu beschmieren, ist eine Sachbeschädigung, eine Straße zu blockieren vielleicht eine Nötigung. Dies wird verfolgt. Die Gesinnung interessiert, weil sie sich in einer Handlung manifestiert – die Motive einer Handlung zu eruieren gehört zur strafrechtlichen Beurteilung einer Tat immer dazu. Was einen Menschen zu einer Handlung motiviert, was er oder sie damit erreichen will, warum er oder sie etwas tut oder unterlässt – es ist Ausfluss seiner oder ihrer Gesinnung. „Die Gedanken sind frei ...“ – das ist zu wenig Freiheit. Aber nur weil eine Handlung aus einem Gedanken folgt, entzieht sich diese Handlung nicht der (möglicherweise auch strafrechtlichen) Beurteilung. Claus-Peter Lorenzen

Unwürdig

Ernst-Dietrich Egerer, Pfarrer in Stuttgart, zu Tilman Asmus Fischer „Scharfsinnig“ (zz 2/2024):

Erstaunlich – ein Theologe Jahrgang 1984 interessiert sich für Dorothee Sölle. In einem „persönlichen Essay“ nähert er sich ihrer Gedankenwelt und ihrem Werk in engem Bezug zu ihrem Leben an. Das hätte gut werden und den erwartungsvollen Leser mit kundigen Analysen Neues an Sölle entdecken lassen können. Unglaublich ist, wie der Autor in einer instinktlosen Respektlosigkeit mit Sölle umgeht. Man muss Sölle nicht zur „heilig gesprochenen Ikone“ erklären, um einen rätselhaften Bildersturm anzustrengen. Bei allem historischen Abstand kann, darf und muss man gewiss kritisch mit ihr umgehen. Aber bitte nicht auf eine so unwürdige, brachiale Weise. Es ist zu kurz gesprungen, ihr in allem „Selbstfindung“ und „Selbstvermarktung“ vorzuwerfen. Es wirkt geradezu zwanghaft, ständig auf der Frage der Sölle „nie angebotenen Professur“ herumzureiten. Es ging nie um eine Professur an sich. Der Skandal war und ist doch, dass ihr die deutsche Theologie eine Professur verweigert hat. Dass der von mir sonst ob seiner Qualität geschätzte Leipziger Verlag ein Manuskript dieser auch sprachlich zweifelhaften Qualität annimmt und herausbringt, ist mir nicht nachvollziehbar. Ich wundere mich auch darüber, wie man dieses Buch positiv besprechen kann und ihm „Scharfsinnigkeit“ attestiert. Mit anspruchsvollen Leser:innen und Zeitgenoss:innen Sölles bin ich mir einig, dass dieses Buch eher etwas über die Selbstfindung des Autors aussagt. Dem Gehalt und der nachhaltigen Wirkung Sölles wird es jedenfalls nicht gerecht. Ernst-Dietrich Egerer

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.
leserbriefe@zeitzeichen.net



Hoffnung Heimat

Schweizer Ersteinstrumente



Friedrich Theodor Fröhlich: **Heimat.** Raphael Höhn und Shin Hwang. Claves Records SA, 2023, CL 50-3089.

Die Empfehlung dieser CD beruht auf einem Konzertbesuch: In einem der seltenen Konzerte des belgisch-europäischen Vokalensembles Vox Luminis in Deutschland, das der Familiendynastie Bach gewidmet war, erklang unlängst final Johann Sebastians Motette BWV 227 „Jesu meine Freude“ in wechselnder solistischer Besetzung. Der Schweizer Tenor Raphael Höhn sang das Choralquartett „Gute Nacht, o Wesen“ (Strophe 5 in umfänglicher, freier Bearbeitung für Tenor und begleitende Frauenstimmen) mit derart faszinierender klanglicher und textlicher Präsenz, tief in sich ruhend mit luzide leuchtenden, klar geführten Linien, dass ich begeistert war und mehr von ihm hören wollte – dabei stieß ich auf seine CD „HEIMAT“. Es ist eine Hommage an den Schweizer Komponisten Friedrich Theodor Fröhlich (1803–1836). Sie kennen ihn nicht? Dann ist das die beste Gelegenheit – einerseits, weil es eine Weltersteininstrumente ist, andererseits vor allem deswegen, weil sich hier zwei junge, gleichwohl schon große Köpfe ihres Fachs gefunden haben und sich von ihrer besten Seite zeigen – Raphael Höhn und sein virtuoser Partner, der amerikanische Pianist Shin Hwang. Beide haben sich als Solisten wie Ensemblemusiker bereits einen Namen gemacht.

Friedrich Theodor Fröhlichs Musik – auf einem zeitgenössischen Flügel des seinerzeit bekannten Wiener Klavierbauers Donat Schöffstoss (1773–1811) eingespielt – scheint den beiden auf den Leib geschneidert. Dabei kommt ihnen die gewählte Thematik zugute: Heimat. Es gibt kaum einen Begriff, der so viele Assoziationen, so viele Emotionen und so viele Diskussionen auslöst wie dieser – ob als innerer Strohalm oder weithin sichtbarer Kirchturm, ob in der Liebe oder als Landschaft ... Heimat umfasst im besten Sinne, was das Herz auf-

räumt und frei atmen lässt. Und mit Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798–1874), dessen 6-teiliger Zyklus „Lieder an Meie!“ Schwerpunkt dieser CD ist, verbinden die Deutschen ein vertieftes, gleichwohl zwiespältiges Heimat-Gefühl als Dichter einiger besonderer Kinderlieder (Alle Vögel sind schon da/Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald) wie des Deutschlandliedes, das während der Weimarer Republik zur Nationalhymne bestimmt wurde.

Den gesamten Zyklus zeichnet eine unmittelbare, sehnsuchtsvolle Innigkeit aus, die Raphael Höhn mit feinem Gespür für die Feinheiten der abwechslungsreichen Melodien gut zu bewahren weiß, ohne pathetisch zu werden. Berührung ist bei Raphael Höhn nicht nur ein Begriff, sondern Maßstab der Interpretation. Laut ist seine Sache nicht. Im breiten dynamischen Spektrum, mit dem er die Lieder zu beleben weiß, bleibt er stets vornehm, sinnend, schauend – und lässt damit das Ungestillte, Erträumte in ergreifender Form wirklich werden.

KLAUS-MARTIN BREGGOTT

Bobs Resterampe

Another Budokan 1978



Bob Dylan: **Another Budokan 1978.** Doppel-LP. Columbia Records/Sony 2023.

Dylan-Songs ohne Text sind wie Kiffen ohne Gras. „A Hard Rain's A-Gonna Fall“ als Instrumental zu Anfang des Doppelvinyls „Another Budokan 1978“ ist also schon ein starkes Stück. Ausgewachsener Rock mit Saxophon, Flöte, Geige und Mandoline, der aber erst mal nur zeigt, mit welcher starker Band Dylan alias Robert Zimmerman auf seiner ersten Welttournee seit 1965/66 unterwegs war – und erstmals auch im zuvor gemiedenen Shoah-Land der Täter spielte, auf dem Zeppelfeld in Nürnberg, wo einst der Parteitag marschierte. Doch wussten wir dies schon zuvor, auch von den

herrlichen Gospelsängerinnen, die den durchweg in funkelnden Neu-Arrangements dargebotenen Songs – Klassiker und jüngere – Schliff gaben. Denn zwei der damals acht Konzerte in Tokios Nippon Budokan Hall wurden aufgezeichnet und daraus wurde das zuerst bloß in Japan und dann auch weltweit veröffentlichte Doppel-Album „Bob Dylan At Budokan“ geschnitten. Es war ein „Album“ mit Idee: Darbietung, Mischung des Songmaterials und Dramaturgie faszinierten so sehr, dass es, obwohl bei der Kritik weitgehend durchgefallen, dennoch viele nun um die 60 Jahre alte Dylan-Fans „initiierte“. Die ‚authentischen‘ Auftritte waren es aber nie.

Das wurde nun einige Jahrzehnte später nachgeholt und beide Mitschnitte vom 28. Februar und 1. März 1978 wurden auf der teuren 4-CD-Deluxe-Box (mit exklusiven Beigaben) als „The Complete Budokan 1978“ auf den Markt gebracht; 58 Tracks, davon 36 zuvor unveröffentlicht. Ein ‚Dokument‘, fraglos, aber teuer. „Another Budokan 1978“ mit 16 unveröffentlichten Tracks jener Abende (das „A Hard Rain“-Intro zählen wir generös mit) ist davon quasi die erschwingliche Volksausgabe und ein weiterer ‚Hybrid‘. Produktionstechnisch wie im Aufriss perfekt – Dylan hat gute Leute. Zudem gespickt mit Preziosen wie einer gefühlvollen „Girl from the North Country“-Version oder kickend-rollendem, vor Saxophon-Offbeat-Wucht kaum zu glaubendem „One of Us Must Know (Sooner or Later)“. Trotzdem sind beide zuvörderst Vermarktung und bezeichnenderweise nicht in der gehaltvollen „Bootleg Series“-Reihe erschienen, die seit über 30 Jahren Weggelassenes aus Alben-Sessions oder grandiose Auftritte präsentiert, darunter „Vol. 4“ mit dem „Royal Albert Hall Concert“ von 1966 – legendär, weil Dylan auf einen Judas-Fanzwischenruf wegen des Wechsels vom Folk zum Rock nach erst bedröhntem Gemurmel merklich angefasst und bedenkenswert „I don't believe you, you're a liar“ ins Mikro bellte. Sonst ließ ihn Kritik stets unbeeindruckt, was gewiss Teil der Größe dieses Song-Giganten ist. Auf das Verwertungsnohen wegen der Neo-Budokans würde er wohl bloß sagen: Wer meint, er müsse, der soll doch! Denn Verantwortung für seine Hörer hat er stets abgelehnt. Fans jedoch werden auch „Another Budokan 1978“ nicht von der Bettkante schubsen – und haben recht.

UDO FEIST

Getröstet

Leben in der Krise



Bernhard Schlink:
Das späte Leben.
Diogenes Verlag,
Zürich 2023,
vier CDs.

Wie verhält sich ein Mensch, der erfährt, dass er nur noch kurze Zeit zu leben hat? Um diese Frage kreist Bernhard Schlinks neuer Roman *Das späte Leben*: Martin, ein 76-jähriger Juraprofessor, seit zwölf Jahren mit einer über dreißig Jahre jüngeren Frau verheiratet und seit sechs Jahren Vater eines Sohnes, bekommt völlig unerwartet die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs mit einer Lebenserwartung von höchstens sechs Monaten.

Diese Mitteilung macht ihm sein Arzt an einem Frühlingmorgen, nachdem er den Sohn in den Kindergarten gebracht hat. Die Natur um ihn herum erwacht zu neuem Leben, der Sohn David entwickelt sich mit jedem Tag körperlich, geistig und seelisch. Und sein Leben neigt sich rasch dem Ende zu. Er wird, wenn es gut geht, den Herbstbeginn erleben, das Erwachsenwerden des Sohnes nicht mehr.

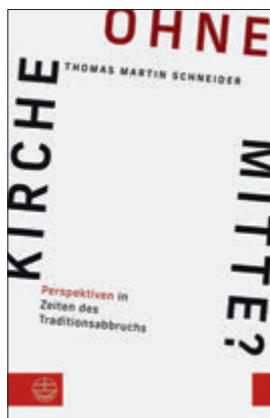
Wie sich durch diese Nachricht Martins Ehe verändert, seine Beziehung zu David, wie sein gesamtes Leben umgestürzt wird, bildet neben der fortschreitenden Krankheit mit ihren Höhen und Tiefen den Inhalt des Buches und wird von Ulrich Noethen meisterlich erzählt. Ja, er erzählt. Nie hat man den Eindruck, er lese einen fertigen Text ab. Wenn er einzelnen Personen die Stimme leiht, hören wir ihm beim Nachdenken zu, beim Suchen nach den passenden Worten, nach dem angemessenen Tonfall. Und wenn er erzählt, hält er zwar Distanz, bleibt aber nie unbeteiligt.

Wie in Bernhard Schlinks Büchern oft, gibt es völlig unerwartete Wendungen. Von ihnen soll hier nicht geschrieben werden. Sie machen das Zuhören bis zum Schluss spannend. Bis zu einem Schluss, der uns Zuhörer nicht ungetröstet entlässt.

JÜRGEN ISRAEL

Kritisch

Energische Zeitdiagnose



Thomas Martin Schneider:
Kirche ohne Mitte.
Evangelische Verlagsanstalt,
Leipzig 2023,
200 Seiten,
Euro 22,-.

Zeitgeschichtsschreibung ist spannend, kritisch und vor allem: nicht unbeteiligt und daher auch nicht unbefangen. Der Koblenzer Kirchenhistoriker Thomas Martin Schneider legt mit *Kirche ohne Mitte* einen entsprechend persönlichen und besorgten Diskussionsbeitrag zur kirchlichen Zeitgeschichte vor. Seine These ist, dass die deutsche evangelische Kirche ihre „Mitte“ verloren habe, sprich ihr Proprium und Alleinstellungsmerkmal. Kirche geriere sich vielmehr als Nichtregierungsorganisation und scheue reformatorisch-theologische Klarheit.

Bevor Schneider diese energische Zeitdiagnose angeht, wirft er einen kirchenhistorischen Blick zurück ins 20. Jahrhundert. Die Schlaglichter beginnen mit dem Kaiserreich, beleuchten die Entwicklungen vor und nach dem Zweiten Weltkrieg und reichen bis zu den Umbrüchen der 1960er- und 1980er-Jahre, wobei Schneider die Politisierungen von Kirche in Ost wie West ins Zentrum rückt. Augenfällig ist, dass dieser Rückblick die liberale Theologietradition mit ihren wirkmächtigen Vertretern Ernst Troeltsch und Paul Tillich bis hin zu Trutz Rendtorff und Dietrich Rössler komplett außen vor lässt. Irritierenderweise werden auch die innerkirchlichen Bewegungen hin zur Frauenordination oder zur Gleichstellung homosexueller Menschen nicht aufgerufen.

Es folgen Skizzen von zeitgeschichtlichen Wirkungsfeldern der Kirche, und hier legt der Autor den Finger in die Wunden: Schneider prangert unverblümt die „Linkspolisierung“ und den „monokulturellen Moralismus“ der EKD-Repräsentant:innen

an. Zu Recht problematisiert er das nicht vorhandene Mandat der EKD, politisch derart vereindeutigend Farbe zu bekennen. Darüber hinaus geht es Schneider auch um den grundgesetzlich verbürgten konfessionellen Religionsunterricht an staatlichen Schulen, der oft genug nur noch dezimiert stattfindet oder komplett wegfällt. Verbiegungen bei der Ökumene, die Selbstbewusstsein gegenüber der römisch-katholischen Kirche vermissen lassen, werden genauso Thema wie die schmerzliche Abwesenheit von Kirche während der Corona-Pandemie. Auch beschäftigen Schneider scheinbare Anforderungen an den Zeitgeist, wenn es etwa wieder heißt „7 Wochen ohne“ oder das Magazin *chrismon* Prominente über Gott sinnieren lässt.

Natürlich reflektiert der Autor die Subjektivität und Zeitgebundenheit seiner eigenen Schlaglichter. Gleichwohl handelt es sich um durchaus berechtigte Kritik am Protestantismus der Gegenwart. Schneiders Analyse, inwieweit der Kirche die „Mitte“ fehle, ist dabei vielseitig in ihrer Pointe: Die politische Mitte fehle in kirchlichen Debatten und Standpunkten, die bürgerliche Mitte fehle in kirchlichem Ehrenamt und Gruppen, die theologische Mitte fehle in der geistlichen Ausrichtung auf Jesus Christus.

Schneider beklagt neben abgerissenen Traditionen auch die verlustig gehende Bedeutung von Kirche und will daher die Sicht freilegen auf das eigentümlich Christliche. Dass Kirche ihren Rest an öffentlicher Autorität besser nutzen könnte, Diskurse ermöglichen statt zementieren möge, die junge Generation religiös bilden sollte – einverstanden. Doch die Frage nach der Kirche erschöpft sich bei Schneider in institutionalisierter und explizit bestimmter Religion. Daher rechnet er wie übrigens auch die Autor:innen der neuerlichen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) nicht mit der Vieldeutigkeit des religiösen Bewusstseins, was offenbar mit ebenjener Abstinenz gegenüber der liberalen Theologietradition zu tun hat. Demgemäß fällt leider auch kein Wort zu existenziell menschlichen Fragen, etwa, was es bedeutet, in der Welt zu sein – oder eben außer sich.

Gegenstand der Theologie ist gerade auch, was ihr Gegenstand eigentlich sei. Die christlichen Texte, Symbole, Handlungen sind enorm voraussetzungsreich, ohne Weiteres können nur noch wenige sie verstehen. Und doch enthalten sie alle wesentlichen

Aussagen zum Menschen in seiner Welt. Sollten diese nicht anschlussfähig und aussagekräftig sein gegenüber den vielfältigen Formen von Religion in unserer Gegenwart? Eine spannende Aufgabe eigentlich auch für die kirchliche Zeitgeschichte.

JULIAN-CHRISTOPHER MARX

Nichts für Eilige

Neue Erklärungs-bibel



Stuttgarter Erklärungs-bibel.

Lutherbibel mit Einführungen und Erklärungen. Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 2023, 2208 Seiten, Euro 98,-.

Erklärungsbibeln haben eine lange Geschichte. Schon die erste Lutherbibel von 1534 enthält Vorreden zu größeren Abschnitten und einzelnen Schriften, Marginalien, Herkunftsangaben am Ende der Briefe, später dann auch die Hervorhebung von so genannten Kernsätzen. Dieser immer weiter anwachsende Metatext führt schließlich zur Entstehung eines neuen Genres, das in der Erklärungsbibel von Daniel Cramer (Stettin 1627) zu erster Blüte und in dem opulenten Werk von Christoph Matthäus Pfaff (Tübingen 1729) zu höchster Vollendung gelangt – ausgestattet mit Skizzen, Karten, Querverweisen, lexikalischen Erläuterungen, Tabellen und sogar einer ersten Synopse.

In dieser Ahnenreihe steht auch die traditionsreiche *Stuttgarter Erklärungsbibel*, die 1992 (mit dem Luthertext von 1984) erstmals erschien. Ihr ging bereits die Jubiläumsbibel von 1912 voraus, der sich das Stuttgarter Biblische Nachschlagewerk als gehaltvolle Ergänzung hinzugesellte. Die jüngste Auflage der *Stuttgarter Erklärungsbibel* von 2023 basiert auf dem revidierten Luthertext von 2017 und unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen auf vielfältige Weise. Der Metatext dieser modernen Ausgabe ist völlig neu konzipiert und spiegelt

den jüngsten Stand exegetischer Forschung. Erstmals steht ein Essay über die Bibel als Ganze voran, der Altes Testament, Neues Testament und Apokryphen sowie die jüdische und die christliche Bibel einfühlend zueinander in Beziehung setzt. Außer den drei Hauptteilen sind auch den großen Schriftengruppen sowie jedem einzelnen Buch kompakte Einführungen vorangestellt, die Einleitungswissen mit gediegenen theologischen Durchblicken verbinden. Gliederungen und Überschriften folgen Luther 2017.

Das Herz des Projektes aber schlägt am vernehmlichsten in den Erläuterungen, die den Bibeltext nach Bedarf unterbrechen und sich (in Petitdruck sichtbar abgesetzt) in die fortlaufende Lektüre einschalten. Sie betreffen nicht nur schwierige Wendungen oder historische Zusammenhänge, sondern leisten insgesamt wertvolle Hilfestellungen für ein Gesamtverständnis des jeweiligen Textes. Ein kleiner Apparat am Seitenende notiert die wichtigsten Querverweise, um die intertextuelle Vernetzung der biblischen Schriften nachverfolgen zu können. Besondere Qualität zeichnet die Anhänge und Beigaben aus. Die Zeittafel von der Königszeit bis zum Bar-Kochba-Aufstand erscheint gegenüber den Vorgängern in deutlich verfeinerter Gestalt. Maße, Gewichte und Geldwerte werden vollständig aufgelistet sowie mit Belegstellen und Umrechnungen versehen. Die umfangreichen Sach- und Worterklärungen (97 Seiten) bieten ein Bibellexikon en miniature.

Einem besonderen Anliegen von Luther 2017 verdankt sich die Einführung „Zur Textüberlieferung der Bibel“. Was Archäologie und Bibelwissenschaften verbindet, kommt anhand ausgewählter Themen wie Methodik, Epocheneinteilung, Epigraphik, Ikonographie zur Sprache. „Wo finde ich was?“ stellt ein kleines Vademecum vor allem zu zentralen theologischen Sachverhalten zusammen; das anschließende Stich-

wortverzeichnis ermöglicht es, punktgenau im Bibeltext zu navigieren. Informationen „Zur Schreibung der Eigennamen“ klären über die ökumenischen Richtlinien sowie davon abweichende Besonderheiten auf. Mit den abschließenden Karten und Skizzen wird schließlich noch ein kleiner Bibelatlas nachgeschoben: neun Karten zur gesamten Zeittafel, fünf zur Baugeschichte Jerusalems, drei zur Rekonstruktion des Tempelareals, dazu vier durch ein Ortsregister erschlossene farbige Karten der alten Welt.

Aus der Fülle an Informationen springt schon beim flüchtigen Durchblättern die eine oder andere exegetische Miniatur ins Auge, wie etwa in der Einführung zum Johannesevangelium. Theologie und Literaturwissenschaft gehen Hand in Hand. Mit großer Selbstverständlichkeit hat das christlich-jüdische Gespräch Eingang in die Erklärungen gefunden. Theologische Arbeit und kirchliche Wirklichkeit befinden sich in einem fruchtbaren Austausch. In jedem Falle aber regen die Einführungen und Erläuterungen im Detail dazu an, Zusammenhänge wahrzunehmen, beliebte Irrtümer aufzuklären und neue Zugänge zum Bibeltext zu entdecken. Diese Erklärungsbibel ist deshalb auch kein Kurzkommentar für Eilige. Im Gegenteil: Sie lädt ein zur langsamen Lektüre, zum Innehalten, Hin- und Herblättern und Nachdenken.

Die *Stuttgarter Erklärungsbibel* ist heute nicht mehr die einzige ihrer Art, aber noch immer das Flaggschiff in der Armada aller Erklärungsbibeln, die sich ihr angeschlossen haben. Ihr wichtigster Gesprächspartner dürfte inzwischen *Das Neue Testament jüdisch erklärt* (2021) aus demselben Hause sein. Es ist das große Verdienst der Herausgeber Beate Ego, Ulrich Heckel und Christoph Rösel, den Bibeltext in diesen weiten Horizont gestellt zu haben, und er ist jede Empfehlung wert.

CHRISTFRIED BÖTTRICH

Im Leben zählt jeder Moment – bis zuletzt.

Bethel hilft unheilbar kranken Menschen und ihren Angehörigen.

Online spenden unter: www.bethel.de/hospizarbeit

Bethel



Kreuz an der Ostsee

Werner Busch: *Romantisches Kalkül. Schlaufen Verlag, Berlin 2023, 152 Seiten, Euro 22,50.*

Sie gehen von einem Bild aus, diese Essays in der Reihe Bildfäden. In diesem Band steht das Gemälde „Kreuz an der Ostsee“ von Caspar David Friedrich (1774–1840) im Mittelpunkt. Auf einem großen Stein am Meer ist ein Holzkreuz errichtet. Der Kunsthistoriker Werner Busch geht den historischen Umständen der Bildwerdung nach, zählt die vormals vier, später fünf bekannten Fassungen auf, widmet sich der Rezeption des Bildes und liefert eine eigenständige Interpretation. Dabei beleuchtet er immer wieder das Verhältnis des Malers zu Friedrich Schleiermacher.

Atemberaubend

Ben Macintyre, *Der Spion und der Verräter. Suhrkamp Verlag, Berlin 2023, 475 Seiten, Euro 28,-.*

Ein sowjetischer KGB-Spion verrät von 1982 bis 1985 militärische und politische sowjetische Geheimnisse an den britischen Geheimdienst. Anhand dieses authentischen Falls werden Strukturen und Aufgaben des KGB dargestellt, seine (un)moralische, menschenverachtende Ideologie, seine Skrupellosigkeit und sein paranoides Weltbild. Fast behutsam wird die Entwicklung des Spions vom Kommunisten zum Verfechter einer demokratischen Staatsform erzählt. Geschrieben wie ein Thriller, gipfelt das Buch in der minutiös beschriebenen atemberaubenden Flucht des Spions aus Moskau nach England. Aufschlussreich und spannend bis zuletzt.

Lebensratgeber

Thomas Hartmann: *Jesus und das Jetzt. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 2024, 144 Seiten, Euro 14,-.*

Spiritualität und Glaube können das Leben leichter machen. Wie das geht, zeigt der Wiesbadener Pfarrer Thomas Hartmann in seinem Lebensratgeber: Er verbindet christliche Werte mit der buddhistischen Lehre von Friedfertigkeit und der Philosophie des Daoismus. Jesu Botschaft von der Liebe leben, das ist der Anspruch für ein Handeln in Achtsamkeit und aus der Ursprungskraft christlicher Quellen. Mit Jesu Wort „Jetzt ist die Zeit“ (Markus 1,15) plädiert der Autor, der ab und an mal mit Hilfe von ChatGPT predigt, für ein bewusstes Leben im Hier und Jetzt. Zahlreiche praktische Übungen helfen bei der Umsetzung.

Aufklärend

Über Kirche und Politik



Stefan Alkier/
Martin Keßler/
Stefan Rhein:
**Evangelische
Kirchen und
Politik in
Deutschland.**
Verlag Mohr
Siebeck,
Tübingen 2023,
498 Seiten,
Euro 84,-.

Ein Neutestamentler, ein Kirchenhistoriker und ein Latinist, der über die Beschäftigung mit Philipp Melancthon zum Direktor der Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt wurde, haben sich zu einem Projekt zusammengefunden. Es geht auf eine infolge der Corona-Krise mehrfach verschobene Fachtagung zurück. Das daraus hervorgegangene Buch umfasst einundzwanzig Aufsätze heterogener Art. Mit einiger Plausibilität werden „individuelle Stimmen“, „institutionelle Äußerungen“ sowie „Inszenierungen und Ereignisse“ voneinander unterschieden. Der Untertitel „Konstellationen im 20. Jahrhundert“ bezieht sich auf die philosophiegeschichtliche Idee von Dietrich Henrich, die Entstehung neuer philosophischer Einsichten aus der Wechselwirkung verschiedener Gesprächspartner zu verstehen. Im vorliegenden Fall handelt es sich jedoch aufs Ganze gesehen nicht um die Entschlüsselung solcher Konstellationen, sondern um ausgewählte Beispiele. Deren Auswahl verdankt sich in erster Linie den individuellen Interessen der Autorinnen und Autoren.

Der Versuch liegt nahe, die Intention dieses Bands an den Beiträgen der drei Herausgeber abzulesen. Martin Keßler knüpft an den Begriff der Konstellation mit folgenden Worten an: „Eine Konstellation verbindet das Allgemeine mit dem Besonderen in einem selektiven, punktuellen und exemplarischen Rahmen.“ Für dieses Vorgehen benutzt er einen im Verlag von Leo Klotz 1932 veröffentlichten Sammelband zu dem Thema *Die Kirche und das dritte Reich*. Dessen Besonderheit besteht darin, dass in ihm Vertreter der Kirche und der NSDAP gleichermaßen vertreten

sind. Doch das wird nicht veranschaulicht. Vielmehr beschränkt sich die inhaltliche Würdigung des Bandes auf ein einziges Beispiel, nämlich die Verteidigung der neutestamentlichen Wissenschaft durch den Leipziger Theologen Paul Fiebig. Er verleiht seinem Plädoyer eine nationale Wendung, indem er die Wissenschaft vom Neuen Testament als unlöslich zum „Wesen und Ruhmestitel deutschen Geistes“ zählt. Zum Verhältnis von evangelischen Kirchen und Politik trägt das nicht besonders viel bei.

Stefan Alkier entzieht sich der Frage nach historischen Beispielen und macht sich stattdessen selbst zum Beispiel, indem er seine persönliche Einstellung zum Verhältnis zwischen evangelischer Kirche und Politik folgendermaßen darlegt: „Ich bin über das öffentliche politische und theologische Agieren Evangelischer Kirchen und universitärer Theologien in Deutschland maßvoll enttäuscht, aber nicht hoffnungslos.“ Deutlich gegen den Strom einer in Zustimmung wie Kritik verbreiteten Auffassung behauptet er, Kirchenleitungen und Fakultäten hätten „nicht nur den Armen, Erniedrigten und Beleidigten weitgehend ihre Stimme versagt, sondern auch der Schöpfung Gottes“. Lediglich in einer Fußnote fügt er hinzu: „Immerhin haben christliche Kirchen und auch der Rat der EKD deutliche Kritik am politischen Abschottungskurs seit 2016 geleistet und auf Gemeindeebene wurde eine intensive und konkret hilfreiche Arbeit mit geflüchteten Menschen geleistet.“ Auch andere Aussagen erscheinen eher als unbedacht: Das gilt nicht zuletzt für die Rede von „der konsequenten Musealisierung der Lutherausgabe von 2017“. Natürlich ist Luthers Bibelübersetzung gemeint; doch zutreffender wird die Behauptung dadurch nicht.

Mit Dank kann man den Rückblick von Stefan Rhein auf das von ihm an entscheidender Stelle mitgeprägte Reformationsjubiläum von 2017 würdigen. Auch wenn er selbst eine noch engere Verzahnung von Staat und Kirche für wünschenswert hielt, beendet er seine Skizze doch mit der positiven Feststellung, dass gerade in der Konstellation von Staat, Kirche und Zivilgesellschaft das Reformationsjubiläum „öffentlich, diskursiv und aufgeklärt werden“ konnte.

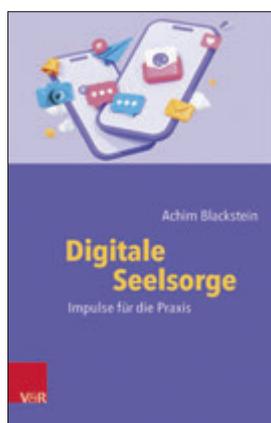
Ausdrücklich hervorgehoben seien zum Schluss zwei Aufsätze, die eingefahrene Klischees gründlich korrigieren: Chris-

toph Kähler schreibt über „Die Formel ‚Kirche im Sozialismus‘ – ein Vexierbild“ und Tim Lorentzen über „Die evangelische Konzils-idee im 20. Jahrhundert. Zur Revision einer Bonhoeffer-Erzählung“. Beide Texte sind im besten Sinn des Wortes aufklärend.

WOLFGANG HUBER

Wertvoll

Seelsorge im Digitalen



Achim Blackstein:
Digitale Seelsorge.
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2023, 188 Seiten, Euro 23,-.

Wir leben in einer ständig fortschreitenden digitalisierten Welt. Die Mehrzahl der Menschen in unserer Gesellschaft nutzt regelmäßig digitale Medien. Viele haben sogar digitale Identitäten. Dieser Prozess wird sich in Zukunft noch weiter intensivieren und ausbreiten – unabhängig davon, ob diese Entwicklung als positiv oder negativ bewertet wird. Deshalb ist es eine Aufgabe der Kirche, den Menschen in dieser Welt mit ihren Arbeitsbereichen und Angeboten auf angemessene Weise zu begegnen. Seit der Corona-Pandemie ist dies insbesondere im Bereich digitaler Gottesdienste wahrzunehmen gewesen. Doch die Notwendigkeit, digital präsent zu sein, gilt auch für andere kirchliche Handlungsfelder. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Seelsorge.

Der Beauftragte der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers für digitale Seelsorge und Beratung, Achim Blackstein, gibt in seinem Buch *Digitale Seelsorge* wichtige und hilfreiche Impulse für die Praxis. Dabei macht er anfangs deutlich, dass es digitale Seelsorge in der Kirche schon seit dreißig Jahren gibt. Zugleich wird deutlich, dass in diesem Feld viel Luft nach

oben besteht. Leidenschaftlich argumentiert er dafür, den Menschen im digitalen Raum zu begegnen. Schließlich sind 80 Prozent der Menschen in Deutschland digital unterwegs – ein Faktum, das nicht ignoriert werden kann. Dabei ist ihm wichtig, digitale Seelsorge nicht als Alternative zur analogen Form zu betrachten, vielmehr votiert er dafür, beide Dimensionen im Blick zu haben.

Ausgehend von wertvollen Ausführungen zur inneren Haltung in der digitalen Seelsorge führt Blackstein nachfolgend in verschiedene Formen ein. Dabei reflektiert er schriftbasierte Ausprägungen wie zum Beispiel Chats oder E-Mails und videobasierte Gestalten, zum Beispiel Videogespräche, ebenso wie Formen von Seelsorge via Messengerdiensten und sozialen Medien.

Neben den Vorteilen digitaler Seelsorge zeigt er in seinem Buch auch deren Grenzen auf. Vorteilhaft ist beispielsweise festzuhalten, dass die im Internet ermöglichte Anonymität Chancen bietet, Nähe und Kontakt aufzubauen, die ein analoger Kontakt in dieser Weise nicht hat. Zugleich bestehen natürlich Grenzen – so kann digitale Seelsorge bei weitem nicht alle Dimensionen der zwischenmenschlichen Begegnung abbilden, wie es ein analoger Kontakt vermag. Um möglichen Grenzverletzungen digitaler Seelsorge vorzubeugen, schlägt Blackstein richtigerweise vor, Leitlinien zu formulieren.

Selbstverständlich kommen die sensiblen Themenfacetten des Datenschutzes und der Schweigepflicht nicht zu kurz. Auch die Potenziale digitaler Seelsorge in Krisensituationen werden angemessen zur Sprache gebracht. Gegen Ende des Buchs stellt der Autor dankenswerterweise verschiedene Apps, Tools und Ressourcen vor, die für den Bereich digitaler Seelsorge relevant sind.

Blacksteins kurzweilig geschriebenes Buch weiß auf nachvollziehbare Weise in das Themenfeld der digitalen Seelsorge und Beratung einzuführen. Dabei ist sehr hilfreich, dass er in den verschiedenen Abschnitten immer wieder praktische Beispiele nennt und sinnvolle Reflexionsfragen stellt, die der Leserschaft helfen, sich mit der Thematik vertraut zu machen. Theologisch hervorzuheben ist, dass Blackstein die biblische Dimension digitaler Seelsorge stets mitbedenkt und von ihr ausgeht. Auch die Bedeutung für die kirchengemeindliche Arbeit hat der Autor im Blick.

Es ist zu hoffen, dass das Feld der digitalen Seelsorge und Beratung in der zukünftigen

Himmlische Heerscharen

Eliot Weinberger: *Engel & Heilige.* Berenberg Verlag, Berlin 2023, 168 Seiten, Euro 28,-.

Lassen sich Engel zählen? Die Bibel gibt an verschiedenen Stellen Zahlen vor, die Gesamtzahl bleibt unermesslich. Sie essen und trinken, diese Luftwesen. Aber können sie auch riechen und schmecken? Protestanten sind Engel eigentlich fern: „Ein Gott ist besser als ein Universum von Engeln“, sagte schon Calvin. Wen interessiert, welche Ansichten und Bilder sich die Menschen in den vergangenen 2 000 Jahren von Engeln gemacht haben, dem sei dieser außerordentlich gelungene kurzweilige Beitrag des amerikanischen Autors Eliot Weinberger empfohlen. Er vermisst literarische und theologische Schriften nach den himmlischen Heerscharen und befragt Gewährsmänner und -frauen. Im zweiten Teil des Buches folgen die Heiligen, „die irdischen Gegenstücke“. Grandios.

Gewalt in der Kirche

Christiane Lange/Andreas Stahl/Erika Kerstner (Hg.): *Entstellter Himmel.* Herder Verlag, Freiburg 2023, 239 Seiten, Euro 26,-.

Es sind zehn Berichte, die das Unausprechliche in Worte fassen, lesbar und somit wahr werden lassen. Zehn Menschen, Frauen und Männer, sie alle haben ihr Schweigen gebrochen, berichten davon, wie es zu gewaltsamen Übergriffen, zu sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche kam und wie der Missbrauch in der Kirchengemeinde, in diakonischen Einrichtungen, in der Pfarrfamilie tiefe Spuren in ihrem Leben hinterlassen hat. Die drei Herausgeber ordnen im Anschluss aus unterschiedlichen Perspektiven ein, sie ziehen Linien, decken Strukturen auf, entlarven Gesprächssituationen und religiöse Deutungen.

Halt geben

Beate & Olaf Hofmann: *Zukunftsmut und Herzenskraft.* Edition chrismon, Leipzig 2023, 152 Seiten, Euro 18,-.

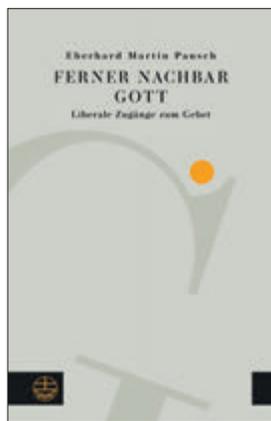
Sie sind erfahren in der Begleitung von Menschen in Lebenskrisen. In diesem Buch gibt das Paar Hofmann, die Klinikseelsorgerin und der Trauerbegleiter, Einblick in seinen reichen Wissensschatz. Praxisorientiert liefern sie Übungen, formulieren eigene Erfahrungen und spirituelle Impulse, aber auch lyrische Texte, um in diesen Zeiten zu sich zu finden und Halt zu bekommen.

gen Arbeit von Kirche und Gemeinde mehr Beachtung findet. Dafür, dass dies in guter Weise gelingt, hat Achim Blackstein einen wertvollen Wegbegleiter verfasst. Dies gilt auch für all die Erprobungsräume und Projekte im kirchlichen Raum, die gegenwärtig entstehen und das kirchliche Leben grundsätzlich im Bereich des Digitalen organisieren, gestalten und ausleben.

GREGOR BLOCH

Werbend

Zugänge zum Gebet



Eberhard Martin Pausch:
Ferner Nachbar Gott.
Evangelische Verlagsanstalt,
Leipzig 2024,
192 Seiten,
Euro 36,-.

Eberhard Martin Pausch, Studienleiter an der Evangelischen Akademie Frankfurt, tritt auch mit seiner neuesten Schrift für ein rational verantwortbares, nicht dogmatisch verengtes Christentum ein. Der an eine frühere EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (Fremde Heimat Kirche, 1993) erinnernde Titel lässt religiös Distanzierte als mögliche Zielgruppe der „liberalen Zugänge zum Gebet“ (Untertitel) assoziieren, die hier in dreizehn kurzen und durchweg gut lesbaren, thematisch eher locker aneinandergereihten Kapiteln dargeboten werden.

Im Zentrum stehen die Kapitel IV–IX, die von einer Definition des Gebets ausgehend dessen religiöse Bedeutung am kritischen Maßstab eines aufgeklärten Wirklichkeitsverständnisses in mehreren Schritten verantworten. Diesem systematisch-theologischen Kern des Buches, dem die Praxissättigung der vom Autor angebotenen Überlegungen aber abzuspüren ist, folgen unmittelbar praktisch orientierte Abschnitte zur Ethik des Gebets (X), zur Möglichkeit interreligiösen Betens (XI)

und zu Gebeten im Zeitalter der Digitalisierung (XII). Bedeutsam ist, dass Pausch zu Beginn von seiner religiösen Primärsocialisation, von Zweifeln als Heranwachsender und einem wiedergewonnenen Zutrauen zum Beten aufgrund des Theologiestudiums erzählt. Denn die vergewissernde Funktion, die das wissenschaftliche Studium in dieser Entwicklung des Autors ausfüllt, prägt auch den liberalen Zuschnitt seiner Gebetstheologie: Die rationale Absicherung der Darstellung, die Pausch sich bei vielen Einzelthemen (zum Beispiel Gebetserhörung und Wunder) leistet, scheint weniger auf „gebildete Verächter“ (Friedrich Schleiermacher) der Religion gemünzt zu sein als auf Sinnsuchende.

Pauschs Definition versteht unter dem Gebet eine sprachliche Relation mit den drei Bezugspunkten Mensch, Gott und Wirklichkeit, was gängige dialogische Vorstellungen einerseits erweitert, andererseits einschränkt. Erweiternd wirkt der Einbezug der Wirklichkeit als Gegenstandsreich, dem die Gebetsinhalte – für Pausch heißt das vor allem: Gebetsbitten – entnommen sind, wohingegen die Konnotation eines Wechselgesprächs, die im Begriff des Dialogischen mitschwingt, vom Autor bewusst zurückgehalten wird: Gebete seien zunächst nur Anreden an Gott in der Erwartung möglicher Gegenseitigkeit. Das bedeutet, dass weder die Antwort Gottes noch überhaupt seine Existenz im Begriff des Gebets schon mitgesetzt sein darf. Nicht nur in der Haltung der Glaubensgewissheit, sondern schon des Offenseins für Gott und im Munde von „Suchenden“ wird das Gebet, wie Pausch es begrifflich fasst und durchdenkt, gesprochen. Die besondere Bedeutung des Bittgebets sieht der Autor darin, dass es als einzige Gebetsform die Zukunft offenhält – freilich auch für die Möglichkeit der Nichterhörung, die das Buch mehrfach mit leicht apologetischem Unterton thematisiert.

In der niederschweligen, werbend-einladenden Grundhaltung der Gottoffenheit dürfte der Reiz des vorliegenden Buches bestehen, dem der assoziative Aufbau mit den praktischen Abschnitten gegen Ende sehr entspricht (wozu aber auch die weitgehende Ausklammerung des liturgischen Betens passt). Sperriger erscheinen dem Rezensenten sowohl die erwähnten Absicherungen der rationalen Nachvollziehbarkeit, die meist religionsphilosophischen Kriterien verpflichtet sind, als auch die

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Dr. Martin Bauschke
Religionswissenschaftler und Theologe, Berlin
- Dr. Eve-Marie Becker
Professorin für Neues Testament
an der Universität Münster
- Dr. Christina Bickel
Pfarrerin, Marburg
- Dr. Gregor Bloch
Pfarrer, Horn
- Dr. Christfried Böttrich
Professor für Neues Testament an der
Universität Greifswald
- Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin
- Dr. Johann Hinrich Claussen
Kulturbeauftragter der EKD, Berlin
- Dr. Heino Falcke
Professor für Astrophysik an der
Radboud-Universität Nijmegen
- Udo Feist
Autor, Dortmund
- Dr. Martin Fritz
Wissenschaftlicher Referent der EZW, Berlin
- Kerstin Griese
SPD-Mitglied des Bundestages und
Parlamentarische Staatssekretärin für
Arbeit und Soziales, Berlin
- Dr. Wolfgang Huber
Bischof a. D., Berlin
- Jürgen Israel
Publizist, Neuenhagen
- Sibylle Knauss
Schriftstellerin, Remseck
- Anne-Kathrin Kruse
Dekanin i. R., Berlin
- Christian Lehnert
Schriftsteller und evangelischer Theologe, Rötha
- Dr. Julian-Christopher Marx
Wissenschaftlicher Referent für Religions-
und Migrationspolitik, Berlin
- Karl-Hinrich Manzke
Landesbischof a. D., Bückeburg
- Sarah Ntondele
Studentin der evangelischen Theologie,
Hamburg
- Dr. Friederike Nüssel
Professorin für Systematische Theologie
an der Universität Heidelberg
- Jonas Puchta
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut
für Philosophie der Universität Rostock
- Nick Reimer
Journalist, Berlin
- Antonia Rumpf
Gleichstellungsbeauftragte der Bremischen
Evangelischen Kirche
- Dr. Fulbert Steffensky
Professor em. für Religionspädagogik, Luzern
- Dr. Karl Tetzlaff
Geschäftsführer der Stiftung Leucorea, Berlin
- Dr. Henning Theißen
Professor für Systematische Theologie
an der Universität Greifswald
- Max Tretter
Wissenschaftlicher Mitarbeiter der
Universität Erlangen-Nürnberg
- Dr. Ellen Ueberschär
Vorstand der Stephanus-Stiftung, Berlin
- Dr. Eckhard Zemmrich
Pfarrer und Referent bei „Evangelische
Mission Weltweit“, Hamburg

zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/72 52-230
zeitzeichen@zenit-presse.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Rita Famos, Bern
Isolde Karle, Bochum
Friederike Krippner, Berlin
Annette Kurschus, Bielefeld
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Rüdiger Schuch, Berlin
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Berlin
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates:
Christian Frehrking

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/325 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47, 70597 Stuttgart
Tel. 0711/826 51-230, Fax 0711/826 51-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 102,- (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 9,00.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg

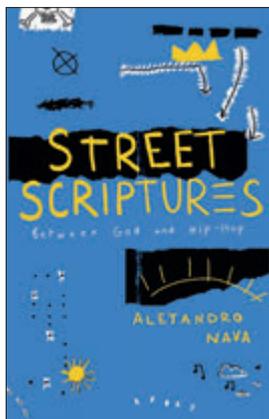


dogmatischen Argumentationen gegen einen trinitarischen Gottesbegriff und für eine adoptianische Christologie, mit denen Pausch sozusagen im eigenen Haus (der Theologie) Position bezieht. Es ist die Position eines nicht konfessionell gebundenen Glaubens, für den sich der Autor auch im Bund für Freies Christentum engagiert.

HENNING THEISSEN

Spannend

Hip-Hop und die Theologie



Alejandro Nava:
Street Scriptures.
University of Chicago Press,
London 2022,
252 Seiten,
Euro 26,99.

Hip-Hop: Er ist nicht nur eines der meistgehörten Musikgenres, sondern auch eine der einflussreichsten Jugendkulturen, die unsere Mode, Sprache, Wahrnehmung und sogar Denkweisen prägt. Dennoch erfolgt die Auseinandersetzung mit ihm in der deutschsprachigen Theologie eher verhalten. Ganz anders verhält es sich in den Vereinigten Staaten. Dort haben sich die so genannten Hip Hop Studies bereits einen festen Platz im akademischen Diskurs gesichert und auch das Forschungsfeld Hip Hop and Religion kann auf eine nahezu 35-jährige Historie zurückblicken. Um in Sachen Diskursfähigkeit aufzuholen, lohnt es sich also, auf die andere Seite des Teichs zu blicken und bei den Profis anzufragen, was Theolog:innen über Hip-Hop lernen und aus unserer Perspektive zur Auseinandersetzung mit ihm beitragen können. Einen guten Einstieg hierzu liefert Alejandro Navas Monografie *Street Scriptures: Between God and Hip-Hop*.

In den sechs Kapiteln dieses englischsprachigen Buches – nach seinem 2018er-Werk *In Search of Soul: Hip-Hop, Literature*

and Religion immerhin die zweite Monografie, in der sich Nava explizit mit diesem Thema auseinandersetzt – setzt sich der Professor für Religious Studies aus theologischer Perspektive mit Hip-Hop auseinander. Im ersten Kapitel legt der Autor begriffliche wie methodische Grundsteine und zeigt auf, wie die Beschäftigung mit Hip-Hop für eine gegenwärtige Theologie ebenso fruchtbar sein kann wie die Beschäftigung mit Theologie für die Hip Hop Studies. Anschließend führt Nava in Kapitel zwei in die prominentesten Subgenres des Hip-Hops ein und zeigt, wodurch sich diese ästhetisch auszeichnen. Die eigentliche theologische Auseinandersetzung beginnt im Kapitel drei, in dem Nava vier Schlüsselfiguren – Lauryn Hill, Chance the Rapper, Jay Electronica und Tupac – als „Prophet:innen“ des Hip-Hop hervorhebt. Indem sie „Orte, die üblicherweise ghettoisiert und herabgesetzt werden – das Ghetto, die Hood, die Straße, den Slum, das Barrio – als etwas Würdevolles präsentieren und unansehnliche Zustände in etwas Wunderschönes verwandeln“, durchbrechen sie bestehende Wahrnehmungsmuster und bahnen poetisch einen Weg für die göttliche Wahrheit. Im vierten Kapitel vertieft Nava diese Darstellungen durch eine intensive Auseinandersetzung mit Kendrick Lamar, einem der einflussreichsten Gegenwartskünstler, und seiner „Theologie“. In den letzten beiden Kapiteln richtet Nava seinen Blick auf Hip-Hop aus dem globalen Süden, erläutert, wie Subgenres wie etwa der Reggaeton den Klang des Genres beeinflussen und welche theologischen Nuancen in Werken von Latinx- und Chican@-Hip-Hop-Künstler:innen zum Vorschein kommen.

Drei Aspekte sind an Navas Werk besonders hervorzuheben. An erster Stelle steht die Sprache, die nicht nur fesselnd, sondern bisweilen geradezu poetisch ist, ohne dabei an inhaltlicher Schärfe zu verlieren. Zweitens beeindruckt, dass Nava nicht nur die Lyrics, sondern auch den Klang, Rhythmus, die Tänze und Bewegungen des Hip-Hops in seine theologischen Reflexionen einfließen lässt – ein Ansatz, der sich erfrischend von den üblichen textlastigen Betrachtungen abhebt. Drittens verblüfft die beeindruckende Bandbreite an Subgenres und Künstler:innen sowie theologischen Traditionen und Denkansätzen, die Nava in seine Überlegungen integriert und die das Werk facettenreich und tief-

gründig gestalten. Alles in allem bietet sich *Street Scriptures* als Nachhilfswerk für die deutschsprachige Theologie an, das sowohl für Fach- wie Genrefremde wie auch für Personen mit Hip-Hop- und Theologievorkenntnissen spannende Erkenntnisse bereithält.

MAX TRETTER

Für Geübte

Ein jüdisches Familienepos



Anne Berest:
Die Postkarte.
Europa
Verlag, Berlin/
München, 2023,
540 Seiten, 28,-.

Eine Passage, die mich nicht mehr loslässt, findet sich etwa in der Mitte des Buches. Myriam, die nach dem Verbleib ihrer jüdischen Familie forscht, erhält erst Ende 1947 eine offizielle Mitteilung des Bürgermeisters des Dorfes, in dem ihre Familie zuletzt gelebt hatte. Es ist genau derselbe Bürgermeister, der während des Krieges und der Shoa die Deportation ihrer Familie unterzeichnet hatte und sich nach Abschluss der Deportationen selber dazu gratuliert hatte, dass sein Dorf endlich jüdenrein sei. 1945, so die Autorin, habe de Gaulle gezielt verfügt, die Beamten in den Verwaltungen zu belassen, da sie ja nur ihre Pflicht getan hätten und sich nun mit den Opfern versöhnen müssten. Für die Autorin eine Zumutung und Heuchelei ohnegleichen: „Der französische Staat sagte den Juden: Wir sind nicht schuld daran, dass eure Familien ermordet wurden. Sie sind ... nicht zurückgekehrt.“

Als Angehörige hat Myriam auf dem Amt mit eben dem Täter zu tun, der Jahre zuvor das Todesurteil ihrer Familie verfügt hatte. Auf den Todesurkunden steht nicht einmal die nackte Wahrheit, sondern verschleiern: „nicht zurückgekehrt“ statt

etwa „ermordet in Auschwitz“. Anne Berest prangert es an, das uralte Ritual der Verdrängung und Verleugnung nach Kriegen und anderen moralischen Katastrophen: Sie sind ausgebrochen und wurden nicht ausgebrütet. Sie haben sich ereignet und wurden nicht begangen. Die Täter haben ihre Pflicht getan, aber kein Unrecht verübt.

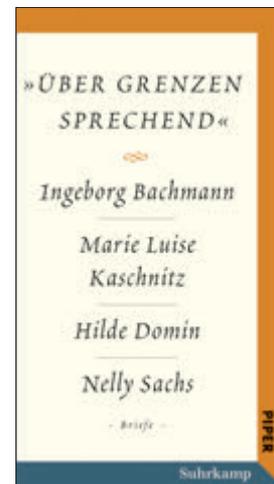
Danach will niemand mehr darüber reden. Man geht zur Tagesordnung über, als wäre nichts geschehen. Das Ausmaß der Mitwirkung der Franzosen an der nationalsozialistischen Agenda bis hin zur Shoa einschließlich der offiziellen Politik des Landes nach 1945 ist mir bislang nicht klar gewesen. Das unverblümt zu schildern, ist eines der Verdienste des Romans von Anne Berest. Die 1979 geborene Autorin ist auch Schauspielerin und Regisseurin. Vor allem versteht sie sich als Pariserin, wie ihre Mitwirkung bei dem Bestseller *How to be a Parisian wherever you are* zeigt. Mit ihrer Schwester zusammen hat sie eine romanhaft Biografie über das erste Drittel des langen Lebens ihrer Urgroßmutter Gabriëlle Buffet-Picabia verfasst, eine freigeistige Musikerin, der die Männer zu Füßen lagen. Anne Berest ist aber offenbar noch etwas: eine (säkulare) Jüdin. Davon zeugt nun dieser wunderbare Roman.

Er ist, zugegeben, lang geraten, mitunter etwas langsam, aber dennoch eine großartige Lektüre für geübte Leser. Das Buch, unterteilt in drei Unterbücher, ist ein jüdisches Familienepos über mehrere Generationen. Es ist zugleich ein Erinnerungsroman, eine Liebes- und Detektivgeschichte sowie ein Dokument der Zeitgeschichte bis hinab zu deren tiefsten Abgründen. Es reicht bis in die Gegenwart. Die Tochter der Autorin bekommt den Antisemitismus bereits in der Schule zu spüren. Starke Frauen stehen in jeder Generation im Mittelpunkt. Nicht mehr die jüdische Religion, sondern die Menschlichkeit dieser Frauen, ihr Mut (etwa das Engagement in der Résistance) und ihre unablässige Suche nach der Wahrheit machen die Seele dieser Familie aus. Anne Berest bricht das beredte Schweigen ihrer Mutter. Deren Familienrecherchen bilden die Grundlage für diese Chronik, zu einem Roman gewoben durch weitere Detektivarbeit sowie verfremdete und fiktionale Inhalte. Wer bereit ist, lesend der ganzen Klaviatur menschlicher Gefühle nachzuspüren, wird bei diesem Buch auf seine und ihre Kosten kommen.

MARTIN BAUSCHKE

Ein Genuss

Briefwechsel der Dichterinnen



Barbara Agnese (Hg.):
„Über Grenzen sprechend.“
Piper Verlag/
Suhrkamp
Verlag,
München/
Berlin 2023,
364 Seiten,
Euro 40,-.

Der Titel des Briefbandes, *Über Grenzen sprechend*, ist von einem Gedicht Ingeborg Bachmanns hergeleitet und hat viele Facetten. Da sind zuerst die ganz realen Ländergrenzen: Ingeborg Bachmann schreibt aus Österreich, Italien und Deutschland. Nelly Sachs' Briefe kommen aus Schweden. Hilde Domin schreibt aus Deutschland und Marie Luise Kaschnitz aus Deutschland und Italien. Spürbar sind die Altersunterschiede; Nelly Sachs, die älteste der Dichterinnen wurde 1891 geboren, Bachmann 1926. Und es sind vor allem die Grenzen unterschiedlicher Lebensschicksale und der daraus erwachsenen Lebenserfahrungen und -erwartungen. Die Jüdin Nelly Sachs konnte 1940 mit dem letzten Passagierflugzeug aus Deutschland fliehen. Hilde Domin ging bereits 1932 mit ihrem Mann ins südamerikanische Exil und kehrte erst 22 Jahre später nach Deutschland zurück. Große Teile von Bachmanns Werk stellen eine Auseinandersetzung mit dem Nazireich und dessen Fortleben dar. Marie Luise Kaschnitz ist das Entsetzen über die Judenverfolgung und über die Schrecken des Zweiten Weltkriegs bis an ihr Lebensende nicht losgeworden.

Alle vier Dichterinnen waren sich der historischen Situation bewusst, in die hinein sie schrieben: eine verbrecherische Zeit lag hinter ihnen. An der Schwere dessen, was hinter ihnen lag, litten wenigstens die drei Älteren von ihnen. Die Vorstellungen über das Kommende waren undeutlich.

Alle vier gehören zu den bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikerinnen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zentralfigur des Buches ist Ingeborg Bachmann. Soweit die Korrespondenzen zwischen ihr und Kaschnitz, Domin und Sachs erhalten sind, werden sie hier veröffentlicht. Am herzlichsten, persönlichsten und umfangreichsten ist der Briefwechsel mit Marie Luise Kaschnitz. Er setzt 1955 ein und geht bis zu Bachmanns Tod 1973. Am kürzesten und am sprödesten ist der Briefwechsel mit Hilde Domin. Während Bachmann und Kaschnitz sich in Rom trafen, Anteil nicht nur an der Arbeit der anderen, sondern auch am persönlichen Ergehen nahmen (Tod von Bachmanns Vater, Tod von Kaschnitz' Ehemann), ging es bei Hilde Domin häufig um Arbeitsvorhaben. Sie wollte Bachmann dafür gewinnen, in Schulklassen zu gehen und mit Jugendlichen zu arbeiten, mit ihnen zu reden. Bachmann lehnte ab und vermied persönliche Treffen. Dabei hatte sich Hilde Domin unmittelbar nach ihrer Ankunft in Deutschland um Bachmanns Gedichtband bemüht, war sie beeindruckt von dessen „großem Atem“.

Ähnlich begeistert äußert sich Nelly Sachs zu Bachmanns Gedichten, die herausgewachsen seien „aus der Nachkriegszeit europäischer Landschaft, karg und nacken“. Geradezu innig sind Nelly Sachs' Briefe. Immer wieder kommt sie auf ein Treffen am Zürcher Flugplatz zurück, wo sie am 25. Mai 1960 unter anderem von Bachmann, Celan, seiner Frau und ihrem Sohn begrüßt wurde. Die große Dankbarkeit über die Zuverlässigkeit und Fürsorglichkeit der Freunde ist vor dem Hintergrund der traumatischen Erlebnisse nicht nur verständlich, sondern bewegend.

Bewegend ist der gesamte, von Barbara Agnese hervorragend kommentierte Briefband: Die Erfahrung von Shoah und Weltkrieg hinter sich, suchen die Dichterinnen Möglichkeiten für eine im besten Sinne menschenfreundliche, geistige und freie Gesellschaft, dabei schwankend zwischen Bangen und Hoffen. Neben aller literaturhistorischen Bedeutung dieser Texte spiegeln sie den europäischen Zeitgeist der 1950er- und 1960er-Jahre.

Vor allem aber ist die Lektüre der Briefe, besonders der von Kaschnitz und Sachs, ein großer ästhetischer Genuss.

JÜRGEN ISRAEL

Die Unschuld

„Shoplifters“ hat vor sechs Jahren viele Zuschauerinnen und Zuschauer begeistert und neugierig auf das südkoreanische Kino gemacht. Auch in seinem neuen Film stellt der Regisseur Hirokazu Koreeda sensibel die Spannung in einer Familie vor: Eine Mutter wundert sich über das Verhalten ihres Sohnes. Sie verdächtigt einen Lehrer, den Jungen unter Druck zu setzen. Aber ihre Versuche, diesen Verdacht zu bestätigen, führen nur dazu, dass die Geheimnisse ihrer Familie aufgedeckt werden. Die Geschichte wird aus wechselnden Perspektiven erzählt, so dass alle Behauptungen kurz darauf widerlegt werden. Hier zeigt sich die Überzeugung des Humanisten Koreeda, dass es keine einfache Wahrheit gibt.



125 Minuten, ab dem 21. März
Regie: Hirokazu Koreeda

Radical – Eine Klasse für sich

Eine Schulklasse in einer mexikanischen Grenzstadt ist von allen aufgegeben worden. Bis ein neuer Lehrer kommt und die Klasse mit ungewöhnlichen Methoden aufweckt, so dass die Schülerinnen und Schüler Interesse am Lernen gewinnen. Ihr Leben verändert sich. Diese Geschichte ist nicht neu, aber in diesem Fall beruht sie auf wahren Ereignissen und wird in einem konkreten sozialen Milieu erzählt und in einem Land, das in den letzten Jahren vor allem durch Kartell-Kriege und Femizide in den Schlagzeilen war. Gerade dann ist die Aussage, dass ein einzelner Mensch mit Engagement, Zuwendung und Kreativität das Leben verbessern kann, immer wieder aufbauend.



126 Minuten, ab dem 21. März
Regie: Christopher Zalla

One Life

Wer ein Menschenleben rettet, dem wird es angerechnet, als würde er die ganze Welt retten. Der bekannte Satz aus dem Talmud klingt im Titel dieses Films an. Er erzählt von Nicholas Winton, dem es gelang, mehrere hundert jüdische Kinder aus der Tschechoslowakei nach England zu bringen und so vor der Shoah zu retten. Erst Jahrzehnte später wurde seine Rolle und Bedeutung bekannt. Diese wahre Geschichte spielt deshalb 1938 und 1988 und erzählt nicht nur von der Verfolgung und Vernichtung jüdischer Menschen, sondern auch davon, wie sich Menschen der Vergangenheit stellen und was sie daraus lernen. Anthony Hopkins spielt sensibel und berührend in der Hauptrolle.



110 Minuten, ab dem 28. März
Regie: James Hawes

Mehr Frauen als Männer



Foto: Jens Schulze/EMA

Sabine Schiermeyer, die Superintendentin des Kirchenkreises Stolzenau-Loccum war, ist als Regionalbischöfin des Sprengels Ostfriesland-Ems der hannoverschen Landeskirche eingeführt worden. Die 56-Jährige ist Nachfolgerin von Detlef Klahr (66), der Ende August in den Ruhestand trat. Mit Schiermeyer amtieren in der hannoverschen Landeskirche vier Regionalbischöfinnen und zwei Regionalbischöfe. Landesbischof ist Ralf Meister. Der lutherische Sprengel Ostfriesland-Ems reicht von Nordhorn an der Vechte bis Norddeich an der Nordsee und umfasst mit Ostfriesland und der Grafschaft Bentheim reformierte Hochburgen und das Emsland, das stark katholisch geprägt ist.

Mehr Männer als Frauen

Florian Schubert, Kirchenrat der reformierten Kirche des Kantons Neuenburg (Neuchâtel), und der Unternehmer Michael Rudin sind in den Rat der Evangelisch-Reformierten Kirche Schweiz (EKS)

gewählt worden. Rudin engagierte sich in der Grünliberalen Partei der Schweiz und trat für die Ehe für alle ein. Seit drei Jahren ist er Mitglied der Synode der reformierten Kirche des Kantons Luzern. Die beiden 37-Jährigen sind Nachfolger von Lilian Bachmann und Claudia Haslebacher, die ihr Mandat niedergelegt hatten. Damit besteht der Rat der EKS aus drei Frauen und vier Männern. Präsidentin ist Pfarrerin Ruth Famos (58), die auch Herausgeberin von *zeitzeichen* ist. Fünf Ratsmitglieder kommen aus der Deutschschweiz und zwei aus der (französischsprachigen) Welschschweiz. Zur EKS gehören 24 reformierte Kantonalkirchen und die Evangelisch-methodistische Kirche der Schweiz.

Von Hildesheim nach Bielefeld



Foto: privat

Jochen Arnold, der seit zwanzig Jahren das Michaeliskloster in Hildesheim leitet (das Zentrum für Gottesdienst und Kirchenmusik der hannoverschen Landeskirche), wird im September Theologischer Dezernent im Kirchenamt der westfälischen Landeskirche in Bielefeld. Der 56-Jährige

folgt Vicco von Bülow nach, der zur Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen gewechselt ist. Arnold ist Pfarrer, Privatdozent für Systematische und Praktische Theologie an der Universität Leipzig und Honorarprofessor für Musik an der Universität Hildesheim. Außerdem leitet er zwei Chöre und ein Orchester. Der gebürtige Schwabe studierte in Tübingen, Rom und Stuttgart evangelische Theologie und Kirchenmusik. 2008 wurde er an der Universität Leipzig mit einer theologischen Arbeit zum Gottesbild in den Kantaten Johann Sebastian Bachs habilitiert.

Von der Akademie ins Ministerium

Eberhard Pausch (63), der Studienleiter für Religion und Politik an der Evangelischen Akademie Frankfurt am Main war, ist Leiter des Grundsatzreferats im Hessischen Ministerium für Arbeit, Integration, Jugend und Soziales. Als Oberkirchenrat im EKD-Kirchenamt war er mitverantwortlich für die Friedensdenkschrift der EKD von 2007. Der promovierte Theologe ist auch Vorstandsmitglied des Bundes für freies Christentum.

Preis für Theologen posthum aberkannt

Die Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur hat dem verstorbenen Theologen, Autor und Pädagogen Arnulf Zitelmann (1929–2023) posthum den 1994 verliehenen

ANGEZEIGT

Schule

Ein Handbuch der Evangelischen Schulstiftung der EKD soll Lehrkräften helfen, zusammen mit den Klassen 7 bis 10 einen Gottesdienst zu gestalten. Die Online-Publikation mit dem Titel *Gottesdienstlots*innen – ein Materialhandbuch* enthält knapp 50 Unterrichtseinheiten zu 45 Minuten. Das Buch bündelt auch die Ergebnisse des Projekts „Gottesdienstlotsinnen“, mit dem die EKD-Stiftung im Schuljahr 2022/2023 an fünf evangelischen Schulen 40 Jugendliche zu Gottesdienstgestaltern ausgebildet hat. Die Publikation, die in der Reihe Förderungen der ESS EKD (Heft 9) erschienen ist, kann kostenlos heruntergeladen werden: www.schulstiftung-ekd.de/publikationen.

Großen Preis für seine „Verdienste um die historische Kinder- und Jugendliteratur“ aberkannt. Hintergrund sind die schweren Missbrauchsvorwürfe, die in der Wochenzeitung *Die Zeit* gegen Zitelmann erhoben wurden, teilte die Akademie mit. Diese seien „mittlerweile durch Entschädigungsleistungen“ bestätigt worden. Zitelmans jüngste Tochter wirft ihrem Vater seit langem sexualisierte Gewalt vor.

Missbrauch wird Thema beim Kirchentag

Beim Kirchentag, der vom 30. April bis zum 4. Mai 2025 in Hannover stattfindet, soll es einen Thementag zur sexualisierten Gewalt in der Kirche geben. Kritiker hatten beanstandet, dass der Nürnberger Kirchentag im vergangenen Jahr das Thema nur am Rande behandelt habe.

Kandidierende gesucht

Die Landeskirche Anhalt hat die Sondersynode zur Wahl eines oder einer leitenden Geistlichen verschoben. Sie war für den 15. und 16. März geplant. Aber man konnte nicht die Mindestzahl von zwei Kandidierenden finden. Im September hatten Birgit Neumann-Becker und Georg Neugebauer in drei Wahlgängen die notwendige Stimmenmehrheit verpasst. Kirchenpräsident Joachim Liebig geht zum 1. März in den Ruhestand. Die anhaltinische Landeskirche ist mit rund 26 000 Mitgliedern die kleinste Gliedkirche der EKD.

USA: Gläubige Konfessionslose

28 Prozent der Erwachsenen in den USA bezeichnen sich als konfessionslos (*religiously unaffiliated*). Das hat eine Studie des renommierten Washingtoner Pew Resarch Center ergeben. Von ihnen glauben 13 Prozent an Gott, wie er „in der Bibel“ geschildert wird, 56 Prozent an eine „höhere Macht“ und 29 Prozent weder an das Eine noch das Andere.



Foto: picture alliance

Die evangelische Stadtkirche Düsseldorfs, die den Namen des Apostels Johannes trägt.

Kirchenkreis soll zur Kirchengemeinde werden

Aus dem evangelischen Kirchenkreis Düsseldorf, dem 90 000 Mitglieder der Rheinischen Kirche angehören, soll bis 2035 eine einzige Kirchengemeinde werden. In ihr sollen die bisherigen 17 Ortsgemeinden aufgehen. Gegenüber dem *Evangelischen Pressedienst* (*epd*) verwies Superintendent Heinrich Fucks darauf, dass die Zahl der Kirchenmitglieder und der Pfarrstellen in den kommenden Jahren deutlich sinken und „keine Gemeinde mehr in der Lage sein“ werde, ihre Aufgaben „personell oder finanziell ... allein wahrzunehmen“. Außerdem wird „die klassische Ortsgemeinde“ nach Fucks' Einschätzung „an Bedeutung verlieren“.

„Drohkulisse, die uns ‚kriegstüchtig‘ machen soll“

Die ehemalige Hannoversche Landesbischöfin und EKD-Ratsvorsitzende Margot Käßmann hat in einem Gespräch mit dem *Evangelischen Pressedienst* (*epd*) gefordert, „das sinnlose Sterben der Zivilisten und der Soldaten“ in der Ukraine „so schnell wie möglich“ zu beenden. Auf den Einwand, „eine Verhandlungslösung“ würde nach „dem jetzigen Stand der Dinge“ bedeuten, „dass sich Russland große Teile der Ukraine einverleibt“, sagte Käßmann: „Ich halte es für falsch, Menschenleben für Territorium zu opfern.“ Und sie fügte hinzu, „in einem Europa der Regionen“ würde „die nationale Zugehörigkeit einer Region eine viel zu geringe Rolle spielen, als dass dafür Tausende sterben müssten“. Putin sei zwar „ein menschenverachtender Aggressor“, aber sie hege „große Zweifel“ daran, dass ihre „Freiheit in der Ukraine verteidigt“ werde, sagte Käßmann. Die Warnung, dass Putin in Nato-Länder einmarschieren wird, wenn der Westen nicht militärische Stärke zeigt, halte sie „für eine Drohkulisse, die uns ‚kriegstüchtig‘ machen soll“.

Kirchenjuristin: Disziplinarrecht verschärfen

Die Berliner Konsistorialpräsidentin Viola Vogel hat sich für eine Veränderung des kirchlichen Disziplinarrechts ausgesprochen, um gegen sexuellen Missbrauch vorzugehen. So seien die aktuellen Verjährungsregeln „schwierig, weil Betroffene oft erst nach Jahren die Kraft finden, über den erlittenen Missbrauch zu sprechen“, sagte die leitende Juristin der berlin-brandenburgischen Landeskirche dem *Evangelischen Pressedienst* (*epd*).

Auch ein Abend der Befreiung

Die Buchpremiere von Dilek Güngörs neuem Roman *A wie Ada* am Wannsee in Berlin

PHILIPP GESSLER

Das Literarische Colloquium Berlin, eigentlich immer und überall nur LCB genannt, ist ein zauberhafter Ort. Die prächtige Villa liegt etwas erhöht am Großen Wannsee im Südwesten der Hauptstadt. Wenn man auf ihre Terrasse geht, blickt man auf den herrlichen See, dessen Schönheit auch das nicht zerstören kann, was vor 82 Jahren in einem ähnlichen Gebäude auf der anderen Seite des Gewässers geschah. Aber darüber an diesem späten Winterabend kein Gedanke, schon lange nicht, wenn die Lichter der Seegrundstücke über das Wasser glitzern! Wie schön kann das Leben sein!

Dilek Güngör stellt hier und heute ihren neuesten Roman vor, und wenn die charmante Autorin aus ihren Werken liest, steigert er sich sogar noch, dieser Zauber, der sich vor allem aus ihrer Herzlichkeit und Offenheit speist. Zumal dies so etwas wie ein Heimspiel ist. Die Berliner Schriftstellerin – hier meist nur Dilek gerufen – braucht etwa zehn Minuten, um auf die Bühne zu kommen, so viele Freunde und Bekannte gilt es, im Publikum zu küssen und zu umarmen. Endlich hat sie die Bühne erreicht, hinter der etwas pathetisch eine Handvoll

leicht kitschige Säulen stehen, als müsste die Inneneinrichtung noch betonen, dass dies ein Tempel der Literatur ist.

Die Buchpremiere mit Dilek Güngör im LCB ist eine klassische Mischung aus Lesung und Gespräch, geführt von Wiebke Porombka. Die Literaturkritikerin stellt einfühlsame Fragen – obwohl die Fragen kaum nötig scheinen. Denn Dilek Güngör erzählt auch ungefragt so umwerfend offen über ihr Leben sowie das Wohl und Weh des Schreibens, dass wenige Fragen offenbleiben.

Die knappe Form

A wie Ada heißt das neue Werk der 51-Jährigen – es ist ihr sechstes Buch, und wie fast alle ihre Bücher ist es, trotz der Gattungsbezeichnung „Roman“ auf dem Einband, ein ziemlich knappes Buch, nur 105 Seiten lang, die sich zudem viel Weißraum gönnen. Dilek Güngör ist eine Meisterin der kurzen Form. *A wie Ada* versammelt etwa sechs Dutzend Miniaturen, die hintereinander gelesen (aber das ist nach Auskunft der Autorin nicht zwingend) so etwas wie ein halbes Leben schildern. Es sind vor allem Kindheit und Aufwachsen einer Frau

aus einer deutsch-türkischen Mittelstandsfamilie in der Provinz, wobei der migrantisches Hintergrund nur sehr sanft zum Tragen kommt.

Das war in früheren Werken Dilek Güngörs, die, wie sie sagt, meist aus ihren eigenen Erfahrungen schöpft, häufig anders. In ihnen spielten die Probleme und Zwiespältigkeiten eines Aufwachsens in einer klassischen Gastarbeiterfamilie seit den 1970er-Jahren eine bedeutende Rolle. Besonders deutlich wird dies in ihrem Buch *Ich bin Özlem*, das Dilek Güngör vor fünf Jahren vorgelegt hat. Es thematisierte auf durchaus bedrückende Weise das Hier-Sein und doch Nur-halb-dazu-Gehören einer jungen Frau, die scheinbar ziemlich sorgenlos mitten in der deutschen Mehrheitsgesellschaft steht. „Dazwischen‘ ist kein sicherer Ort“, sagt Dilek Güngör an diesem Abend am Wannsee einmal.

Im Vergleich zu *Ich bin Özlem* ist *A wie Ada* heiterer – und, was Dilek Güngör wichtig ist, es ist auch ein Zeichen einer gewissen Befreiung: Die frühere Journalistin hat sich befreit, wie sie an diesem Abend andeutet, von Selbstzweifeln, ob sie denn nun eine richtige Autorin sei, genauer: ob diese kleine, meist eher nicht von Handlung getriebene Form, die ihr seit Jahrzehnten auch im Journalismus liegt, denn nun richtige Literatur sei.

Es habe ihr geholfen, erklärt Dilek Güngör im LCB, dass sie mit ihrem letzten Buch *Vater und ich* auf der Longlist des Deutschen Buchpreises gelandet sei. Es war eine Art Signal: Ja, ich kann es, ich bin eine auch intellektuell akzeptierte Schriftstellerin. *A wie Ada* ist ein weiterer Schritt in dieser Entwicklung von Dilek Güngör: Eine Autorin hat ihre Form, ihre Sprache gefunden – und sie hat sich befreit von Erwartungen, sie bearbeite literarisch vor allem ihren migrantisches Hintergrund. Diese Freiheit zu erleben, machte einen großen Teil des Zaubers an diesem Abend am Wannsee aus. ▽

„Dazwischen‘ ist kein sicherer Ort“, sagt Dilek Güngör.



Foto: Yvonne Motzkus

• *Microtus bavaricus* ist wieder da, die Bayerische Kurzhohrmaus. Vielleicht war sie auch nie weg, aber mehr als 60 Jahre lang galt diese Wühlmaus als verschollen. Nun vermeldet die Zeit unter Berufung auf Biologen die Sensation: Schon im Sommer wurde ein Exemplar der seit 1962 vermissten Mäuseart gefangen. Vierzehn Jahre hatte ein sechsköpfiges Forscherteam am Nordrand der Alpen danach gesucht. Das Fazit der Forscher: „Wo so ein empfindliches Säugetier überlebt, muss die Artenvielfalt der Wiesen und lichten Wälder noch intakt sein. Zumindest teilweise.“

• 1700 Jahre alt ist das Ei, das Forscher 2010 bei einer Ausgrabung in Aylesbury (Buckinghamshire) in einer römischen Grube fanden. Erst waren es vier, berichtet der Spiegel, drei gingen aber schon beim Bergungsversuch kaputt, worauf sich unangenehmer Schwefelgeruch breitgemacht haben soll. Deshalb war man beim vierten Exemplar wohl besonders vorsichtig und fand erst jetzt heraus, dass hinter der Schale tatsächlich noch Eigelb und Eiweiß erhalten sind. Nun suchen die Forscher mit viel Feingefühl nach dem besten Weg zur Konservierung.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Was Demokraten tun können und müssen

Mit Bangen sehen Demokraten den Landtags- und Kommunalwahlen in vier ostdeutschen Bundesländern entgegen. Bei dieser Tagung wird die jeweilige politische Situation beleuchtet. In einer der Arbeitsgruppen wird auch diskutiert, wie man mit Rechtsextremisten in Kirchengemeinden und Kirchengremien umgehen kann. Im Plenum äußern sich Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Reiner Haseloff (CDU) und die Thüringer Landtagsvizepräsidentin Dorothea Marx (SPD) zum Rechtsextremismus in der Landespolitik. Und über die kommunalen Ebenen sprechen Zwickaus parteilose Oberbürgermeisterin Constance Arndt und die grüne Dresdner Umweltbürgermeisterin Eva Jähnigen. Die Tagung, die von den Evangelischen Akademien Berlin, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen getragen wird, findet in Halle/Saale statt. Anmeldeschluss: 5. April.

Demokratie ist ein Marathon. Über den Umgang mit rechten Parteien im Osten Deutschlands

19. bis 20. April, Franckesche Stiftungen, Halle/Saale, Telefon: 036202/9 84 19, E-Mail: wollenhaupt@ev-akademie-thueringen.de, www.ev-akademie-thueringen.de

Nicht nur Anhänger von Donald Trump

Der Begriff „evangelikal“ kommt vom englischen *evangelical*. Er umfasst Alt- und Neupietisten wie dogmatisch konservative Protestanten. Sie kennzeichnet, dass sie am Buchstaben der Bibel kleben, meist nicht bei der Bergpredigt, sondern wenn es um Pfarrerinnen und Schwule und Lesben geht. Aber gerade an diesen Punkten ist bei Evangelikalen einiges in Bewegung geraten. So akzeptiert die Mehrheit mittlerweile Frauen auf der Kanzel. Diese Tagung geht der Entstehung der evangelikalen Bewegung und ihrem Verhältnis zur Volkskirche nach, die anders als evangelikale Freikirchen, die Schwelle für die Mitgliedschaft sehr niedrig hält. Der Rektor eines Studienhauses für evangelikale Studierende der Theologie begründet seine Ablehnung der historisch-kritischen Erforschung der Bibel. Und ein evangelikaler Theologe aus der Schweiz beleuchtet „Herausforderungen und Chancen“ der evangelikalen Bewegung. **Evangelikale Bewegung(en). Geschichte, Theologie(n), Potenziale, Grenzen. Ein dialogisches Forum** 31. Mai bis 2. Juni, Evangelische Akademie Loccum, Telefon: 05766/8 11 16, E-Mail: stefanie.meyer@evlka.de, www.loccum.de

Kaffee gegen die KI

STEPHAN KOSCH

Neulich präsentierte der Fast-Teenager in meinem Hause mir stolz den Englisch-Aufsatz für die Schule. Eine Heldengeschichte war gefordert worden. Ich las eine mittelspannende Geschichte mit vielen „Herr der Ringe“-Elementen und fand das ok. Gleichzeitig wunderte ich mich aber doch über den plötzlichen Zuwachs an Vokabular und grammatikalischem Wissen, der sich in dem Text zeigte. Trotz Handschrift kam mir ein Verdacht: „ChatGPT?“, fragte ich über die Brille hinweg. Das Kind grinste nur. Wie ich mit dieser pädagogischen Herausforderung umging, soll hier kein Thema sein, wahrscheinlich etwas zu halbherzig. Denn ich weiß ja, dass das eh ein Kampf gegen Windmühlenriesen ist. Die ersten Unis verzichten bereits auf die schriftlichen Arbeiten am Ende des Semesters, weil keiner mehr weiß, wie viel KI in den Texten steckt. Die Zeit für Hausaufgaben in der Schule ist wahrscheinlich auch bald vorbei.

Von all dem ließ ich mich aber doch verleiten, mir von der KI Inspirationen zu einer „Glosse für eine hochgebildete protestantische Leserschaft“ zu holen. Ich erspare Ihnen das Ergebnis, das aus einem sehr langweiligen Gesülze über zu laut gesungenes und die Nachbarn störendes Gotteslob bestand. Auf meinen ersten Einwand, dass dies keine Glosse sei, entschuldigte sich die KI und bot mir den nahezu gleichen Text nochmal an. Und auch mein Hinweis, dass das alles noch immer nicht lustig sei, zeigte kaum Wirkung. Ich finde das beruhigend. Denn natürlich ist mir klar, dass über kurz oder lang nicht nur die Wetterberichte von der KI geschrieben werden. Aber es gibt Hoffnung: „Wir befinden uns im Jahre 2035 n. Chr. Alle Medien sind von der KI besetzt ... Alle Medien? Nein! Eine kleine von unbeugsamen Protestant*innen gepflegte Glosse hört nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten.“ Der Zaubertrank kommt aus der Kaffeemaschine, das Wildschwein aus der Kantine. Und die Legionen aus dem Cyberspace verzweifeln. Was würde meine Tochter dazu sagen? „Träum weiter, Boomer!“ Aber sie hat auch nie Asterix gelesen ... 

In der nächsten Ausgabe



Bildvorlage: Friedrich Wilhelm Springer (1760–1805): Immanuel Kant (1765).

300 Jahre Immanuel Kant

Seit Monaten ist es in den Medien nicht mehr zu übersehen: Ein Philosoph von Weltrang feiert einen besonderen Geburtstag. Immanuel Kant, der große Aufklärer, wurde vor genau 300 Jahren geboren. Im *zeitzeichen*-Schwerpunkt führt der Heidelberger Theologieprofessor Magnus Schlette in die Denkprinzipien des berühmten Königsbergers ein, und EKD-Vizepräsident Stephan Schaede befasst sich mit „Kant und Gott“. Des Weiteren widmet sich der Frankfurter Theologe Eberhard Pausch Kants später Schrift „Zum ewigen Frieden“, und *zeitzeichen*-Redakteur Philipp Gessler berichtet von einem Berliner Gespräch zwischen dem Schriftsteller Daniel Kehlmann und dem Philosophen Omri Boehm, den beiden Kant-Experten der Saison. Im Schwerpunktinterview befragen wir schließlich die hannoversche Regionalbischöfin Petra Bahr, die seit 2020 Mitglied im Deutschen Ethikrat ist, über Kants Bedeutung für heute.

Nach dem Weltgebetstag 2024

Am 1. März haben Frauen aus aller Welt über Konfessionsgrenzen hinweg den Weltgebetstag der Frauen gefeiert. Die Liturgie dazu kam in diesem Jahr von Frauen aus Palästina; sie hat im Vorfeld in Deutschland zu massiver Kritik geführt. Die Religionswissenschaftlerin Katja Buck hat die Diskussionen eng verfolgt und beschreibt in der Aprilausgabe, wie in Deutschland dieser Weltgebetstag gefeiert wurde.

Weltliteratur aus dem Emmental

Der christliche Erzähler Jeremias Gotthelf, geboren 1797 und gestorben 1854, hat in einer ziemlich versteckten Ecke der Schweiz große literarische Werke geschaffen. Lange Zeit wurde der Theologe und Pfarrer unterschätzt. Höchste Zeit, ihn auch in Deutschland wiederzuentdecken, zumal eine neue Edition seiner Schriften einen frischen Blick auf sein Werk gewährt. Das meint der Mannheimer Kulturjournalist Thomas Groß.

Soja aus Serbien

Die Bohne voller Eiweiß wird als Tierfutter und für die Lebensmittelherstellung immer wichtiger, wird aber überwiegend aus Süd- und Nordamerika importiert. Das sorgt für eine eher schlechte Umweltbilanz. Doch die Zahl europäischer Anbauer wächst. Klaus Sieg und Jörg Böthling haben sich entsprechende Projekte in Serbien angeschaut.

Empfehlen Sie zeitzeichen
Ihren Freunden und Bekannten

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Sie haben die Wahl!



Bosch Akku-Schrauber „IXO“

Lithium-Ionen-Technologie
„Power-Light“.
Keine Selbstentladung.
Kleine, handliche Bauform.
Ladestation und 10 Bits.



Reisekoffer

Stoff in blau
4 Rollen
Körper ABS Hartschale
Höhenverstellbares Teleskopgestänge
Maße: ca.H:50 x B:35 x T:23 cm

Bitte fotokopieren oder ausschneiden



Ja, ich möchte neuer Leser von zeitzeichen werden!

Ich abonniere zeitzeichen ab

Ausgabe
T T M M J J

Vorname

Nachname

Straße und Hausnummer

PLZ Ort

Ich bin der Werber. Als Prämie wünsche ich mir

Akuschrauber Reisekoffer

Der Prämienversand erfolgt nach Zahlungseingang

Vorname

Nachname

Straße und Hausnummer

PLZ Ort

Das Abonnement kann frühestens mit einer Frist von 4 Wochen nach 12 Monaten Bezugsdauer gekündigt werden – danach jederzeit zum nächsten Monatsende.

Die Prämie kann nur an Abonnenten gewährt werden.

Der Jahresbezugspreis beträgt in EU-Ländern 102,00 € / Drittländern 115,80 € (inkl. Versand und MWSt)

Coupon bitte senden an

BQ: AZLWL

zeitzeichen Leserservice | Postfach 81 05 80 | 70522 Stuttgart | Fax +49 711 7252 333 | Telefon +49 711 7252 230 | E-Mail zeitzeichen@zenit-presse.de

VERSTÄNDLICH.

BasisBibel.
Von der EKD
empfohlen.

Die Bibel für das 21. Jahrhundert.



BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE

Art Journaling

1968 Seiten,
Festeinband, Leseband
ISBN 978-3-438-00922-7
€(D) 49,00 €(A) 50,40

BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE. Großausgabe

1968 Seiten
Festeinband,
zwei Lesebändchen
ISBN 978-3-438-00919-7
€(D) 72,00 €(A) 74,10



NEU

BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE Edition 2024

1968 Seiten, Festeinband, Lesband
ISBN 978-3-438-00916-6
€ 30,00 €(A) 30,90



BASISBIBEL. DIE KOMFORTABLE.

2960 Seiten, Festeinband, 2-farbiger Inhaltsdruck,
Fadenheftung, zwei Lesebändchen, partieller Farbschnitt
je €(D) 64,00 €(A) 65,80

Lila ISBN 978-3-438-00900-5
Rot ISBN 978-3-438-00901-2



Hochwertige
Leinenedition!

BASISBIBEL. DIE KOMFORTABLE. Leinenedition

2960 Seiten, Fadenheftung,
zwei Lesebändchen,
partieller Farbschnitt
ISBN 978-3-438-00908-1
€(D) 99,00 €(A) 101,80



Passion mit der
Bibel neu erleben!

BASISBIBEL. 27 MAL PASSION UND OSTERN

116 Seiten, Festeinband,
Klebebindung
ISBN 978-3-438-04852-3
€(D) 15,95 €(A) 16,40



BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE.

1968 Seiten, Festeinband, 2-farbiger Inhaltsdruck,
gedrucktes Griffregister, Klebebindung, Lesebändchen
je €(D) 28,00 €(A) 28,80

Mengenpreise verfügbar

Grün ISBN 978-3-438-00910-4
Blau ISBN 978-3-438-00911-1



BASISBIBEL. DIE KOMPAKTE. Sonderausgabe

1968 Seiten, Broschur,
Klebebindung
ISBN 978-3-438-00921-0
€(D) 18,00 €(A) 18,50



BASISBIBEL. Auslese Gospel

40 Texte zu 40 Liedern
192 Seiten, Kartoniert
ISBN 978-3-438-00929-6
€(D) 5,90 €(A) 6,10

Mengenpreise verfügbar



BASISBIBEL. NT und Psalmen

672 Seiten,
Klappenbroschur
ISBN 978-3-438-00925-8
€(D) 15,00 €(A) 15,50

Mengenpreise verfügbar

 DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT

Bestellen Sie gleich online unter www.die-bibel.de/shop, per Mail an vertrieb@dbg.de oder telefonisch unter 0711-7181-122